

**ZÜRCHER
JOURNALISTENPREIS**

1998

Preisträger 1998

Fredi Lerch	Der Sündenbock vom Letten
Christoph Keller	Der afrikanische Freund
Christoph Neidhart	Die „Erstürmung des Winterpalais“
Alfred Schlienger	Das Erbarmen mit dem Erbärmlichen
Peter Haffner	Stille Tage im Eis

Zürcher Journalistenpreis

Ehrentafel der bisherigen Preisträger

- | | | | |
|------|------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|------|---------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| 1981 | Hugo Büler
Peter Frey
Urs P. Gasche | 1992 | Hans Caprez
Christine Fivian-Isler
Erwin Koch
Patrik Landolt
Linus Reichlin
Mix Weiss
Nadia Bindella
Regula Heuster (Swissairpreis) |
| 1982 | Caroline Rätz
Jonh Häberli
Wilfried Maurer
Hans Moser
Edmund Ziegler | 1993 | Thomas Burla
Antonio Cortesi
Sepp Moser
Kasper Schnetzler
Walter Sturzenegger
Barbara Suter
Edith Zweifel
Peter Pfunder (Swissairpreis) |
| 1983 | Andreas Kohlschütter
Giulia Blau
Gottlieb F. Höpli
Peter Meier | 1994 | Herbert Fischer
Peter Haffner
Stefan Keller
Willi Wottrug
Birgitte Hürimann (Swissairpreis)
Giorgio von Arb (Swissairpreis) |
| 1984 | Dieter Bachmann
Georg Gerster
Anna-Christina Gabathuler | 1995 | Erwin Haas
Erwin Koch
Herbert Cerutti
Regula Heusser-Markun
Richard Stoffel
Martin Frischknecht (Swissairpreis) |
| 1985 | Margrit Sprecher
Herbert Cerutti
Arthur K. Vogel | 1996 | Irene Dietsch
Lukas Lessing (Text)
Ute Mahler (Bild)
Bernard Senn
Ronald Sonderegger
Peer Teuwsen (Text)
Reto Klink (Bild)
Peter Sidler (Text) Swissairpreis
Daniel Schwartz (Bild) Swissairpreis |
| 1986 | Markus Mäder
Verena Eggmann
Hans Caprez
Klaus Viefel
Benedikt Lodener | 1997 | Pia Hortlecher
Thomas Meister
Bruno Ziauddin
Marco Canonica (Swissairpreis) |
| 1987 | Christian Speich
Jürg Frischknecht
Martin Bann | 1998 | Fredi Lerch
Christoph Keller
Christoph Neidhart
Alfred Schlienger
Peter Haffner (Swissairpreis) |
| 1988 | Wiener Catrina
Barbara Vornburg
Christoph Neidhart | | |
| 1989 | Beat Allenbach
Hansjörg Utz
Rolf Wiespe
Alois Bischof
Niklaus Meienberg
Jürg Rohrer | | |
| 1990 | Ursula Binggeli
Columba Feuerstein
Urs Halimann
Toni Lanzendörfer
Josef Rennhard
Al Infeld
Stefan Keller
Hedi Wyss
Hanspeter Bundi | | |
| 1991 | Peter Hufschmid
Christoph Keller
Christina Karrer
Ernst Hutziker
Onerino Mazzola
Isolde Schaad | | |

Der Zürcher Journalistenpreis 1998

wird

Herrn Fredi Lerch

für seinen Artikel

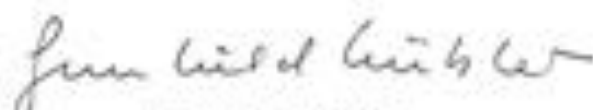
Der Sündenbock vom Letten

erschienen in der Wochenzeitung Nr. 20 vom 16. Mai 1997

verliehen.

Zürich, 24. April 1998

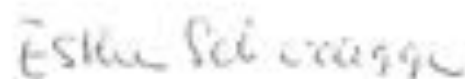
Die Jury:



Gunhild Kübler



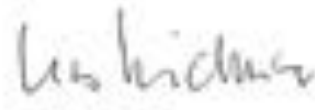
Herbert Cerutti



Esther Scheidegger



Margit Weinberg Staber



Urs Widmer

ANATOMIE EINES NICHT AUFGELÄRTE MURDES

Der Sündenbock vom Letten

Im Sommer 1994 ereignet sich in der Zürcher Droppenszene eine Serie von Gewalttaten, darunter der Mord an Tarchoun Sebel. Das Einzige, was die Bezirksanwaltschaft in diesem Fall tut, ist ein Jussurist widersprüchlicher Zeuge. Aufgrund seiner Aussage wird ein Tunesier für die Tat verurteilt. Obwohl alle Indizien gegen seine Täterschaft sprechen, sah sich auch das Zürcher Kassationsgericht kürzlich nicht veranlasst, den Fall revidieren zu lassen.

VON ANITA HUBER, WOLFGANG BRUNN & HANS-JÜRGEN JÄGER

Mittwoch, 1. August 1994. Die Zürcher Polizei hat in der Droppenszene eine Serie von Gewalttaten, darunter der Mord an Tarchoun Sebel. Das Einzige, was die Bezirksanwaltschaft in diesem Fall tut, ist ein Jussurist widersprüchlicher Zeuge. Aufgrund seiner Aussage wird ein Tunesier für die Tat verurteilt. Obwohl alle Indizien gegen seine Täterschaft sprechen, sah sich auch das Zürcher Kassationsgericht kürzlich nicht veranlasst, den Fall revidieren zu lassen.

Trotz eines in Deutsch, Französisch, Italienisch und Arabisch abgefassten Zeugenaufrufs, der als Flugblatt in der Szene verteilt wird und pro Tötungsdelikt 3000 Franken Belohnung in Aussicht stellt, meldet sich kein einziger weiterer Zeuge.

Am 1. August 1994 ereignet sich in der Zürcher Droppenszene eine Serie von Gewalttaten, darunter der Mord an Tarchoun Sebel. Das Einzige, was die Bezirksanwaltschaft in diesem Fall tut, ist ein Jussurist widersprüchlicher Zeuge. Aufgrund seiner Aussage wird ein Tunesier für die Tat verurteilt. Obwohl alle Indizien gegen seine Täterschaft sprechen, sah sich auch das Zürcher Kassationsgericht kürzlich nicht veranlasst, den Fall revidieren zu lassen.

Der Zeugenaufruf des 1. August hat die Wirkung eines Stimulus in einem anderen

Zeugenaufruf hat sich im Sommer 1994 ereignet. Bei dem Mord an Tarchoun Sebel hat die Bezirksanwaltschaft in diesem Fall ein Jussurist widersprüchlicher Zeuge. Aufgrund seiner Aussage wird ein Tunesier für die Tat verurteilt. Obwohl alle Indizien gegen seine Täterschaft sprechen, sah sich auch das Zürcher Kassationsgericht kürzlich nicht veranlasst, den Fall revidieren zu lassen.

Der Zeugenaufruf des 1. August hat die Wirkung eines Stimulus in einem anderen Zeugenaufruf hat sich im Sommer 1994 ereignet. Bei dem Mord an Tarchoun Sebel hat die Bezirksanwaltschaft in diesem Fall ein Jussurist widersprüchlicher Zeuge. Aufgrund seiner Aussage wird ein Tunesier für die Tat verurteilt. Obwohl alle Indizien gegen seine Täterschaft sprechen, sah sich auch das Zürcher Kassationsgericht kürzlich nicht veranlasst, den Fall revidieren zu lassen.

Der Zeugenaufruf des 1. August hat die Wirkung eines Stimulus in einem anderen Zeugenaufruf hat sich im Sommer 1994 ereignet. Bei dem Mord an Tarchoun Sebel hat die Bezirksanwaltschaft in diesem Fall ein Jussurist widersprüchlicher Zeuge. Aufgrund seiner Aussage wird ein Tunesier für die Tat verurteilt. Obwohl alle Indizien gegen seine Täterschaft sprechen, sah sich auch das Zürcher Kassationsgericht kürzlich nicht veranlasst, den Fall revidieren zu lassen.



DIE DRUPPE DROPPENSZENE in einem Bereich des Zürcher Lettens

von Huber

Die die Zeugenaufruf wurde verteilt wurde am 1. August 1994 in der Zürcher Droppenszene. Die Zeugenaufruf wurde verteilt wurde am 1. August 1994 in der Zürcher Droppenszene. Die Zeugenaufruf wurde verteilt wurde am 1. August 1994 in der Zürcher Droppenszene.

Die die Zeugenaufruf wurde verteilt wurde am 1. August 1994 in der Zürcher Droppenszene. Die Zeugenaufruf wurde verteilt wurde am 1. August 1994 in der Zürcher Droppenszene. Die Zeugenaufruf wurde verteilt wurde am 1. August 1994 in der Zürcher Droppenszene.

Die die Zeugenaufruf wurde verteilt wurde am 1. August 1994 in der Zürcher Droppenszene. Die Zeugenaufruf wurde verteilt wurde am 1. August 1994 in der Zürcher Droppenszene. Die Zeugenaufruf wurde verteilt wurde am 1. August 1994 in der Zürcher Droppenszene.

Die die Zeugenaufruf wurde verteilt wurde am 1. August 1994 in der Zürcher Droppenszene. Die Zeugenaufruf wurde verteilt wurde am 1. August 1994 in der Zürcher Droppenszene. Die Zeugenaufruf wurde verteilt wurde am 1. August 1994 in der Zürcher Droppenszene.



PLAKATMASSIVE IN April 1997

Der Sündenbock ... Fortsetzung von Seite 21

quadr. Meterfläche zum Aufstellen von Plakaten wurde abgebaut. Diese Plakate wurden teilweise durch Plakate ersetzt, die den Namen der Schweizerischen Eidgenossenschaft trugen. Die Plakate wurden teilweise durch Plakate ersetzt, die den Namen der Schweizerischen Eidgenossenschaft trugen. Die Plakate wurden teilweise durch Plakate ersetzt, die den Namen der Schweizerischen Eidgenossenschaft trugen.

Die Plakate wurden teilweise durch Plakate ersetzt, die den Namen der Schweizerischen Eidgenossenschaft trugen. Die Plakate wurden teilweise durch Plakate ersetzt, die den Namen der Schweizerischen Eidgenossenschaft trugen.

Trotz der massiven Plakatschwallen blieben die Plakate weiterhin ein wichtiger Bestandteil der Demonstrationen. Die Plakate wurden teilweise durch Plakate ersetzt, die den Namen der Schweizerischen Eidgenossenschaft trugen. Die Plakate wurden teilweise durch Plakate ersetzt, die den Namen der Schweizerischen Eidgenossenschaft trugen.

Die Plakate wurden teilweise durch Plakate ersetzt, die den Namen der Schweizerischen Eidgenossenschaft trugen. Die Plakate wurden teilweise durch Plakate ersetzt, die den Namen der Schweizerischen Eidgenossenschaft trugen.

Die Plakate wurden teilweise durch Plakate ersetzt, die den Namen der Schweizerischen Eidgenossenschaft trugen. Die Plakate wurden teilweise durch Plakate ersetzt, die den Namen der Schweizerischen Eidgenossenschaft trugen.

Die Plakate wurden teilweise durch Plakate ersetzt, die den Namen der Schweizerischen Eidgenossenschaft trugen. Die Plakate wurden teilweise durch Plakate ersetzt, die den Namen der Schweizerischen Eidgenossenschaft trugen.

Die Plakate wurden teilweise durch Plakate ersetzt, die den Namen der Schweizerischen Eidgenossenschaft trugen. Die Plakate wurden teilweise durch Plakate ersetzt, die den Namen der Schweizerischen Eidgenossenschaft trugen.

Die Plakate wurden teilweise durch Plakate ersetzt, die den Namen der Schweizerischen Eidgenossenschaft trugen. Die Plakate wurden teilweise durch Plakate ersetzt, die den Namen der Schweizerischen Eidgenossenschaft trugen.

Die Plakate wurden teilweise durch Plakate ersetzt, die den Namen der Schweizerischen Eidgenossenschaft trugen. Die Plakate wurden teilweise durch Plakate ersetzt, die den Namen der Schweizerischen Eidgenossenschaft trugen.

Die Plakate wurden teilweise durch Plakate ersetzt, die den Namen der Schweizerischen Eidgenossenschaft trugen. Die Plakate wurden teilweise durch Plakate ersetzt, die den Namen der Schweizerischen Eidgenossenschaft trugen.

Die Plakate wurden teilweise durch Plakate ersetzt, die den Namen der Schweizerischen Eidgenossenschaft trugen. Die Plakate wurden teilweise durch Plakate ersetzt, die den Namen der Schweizerischen Eidgenossenschaft trugen.

Die Plakate wurden teilweise durch Plakate ersetzt, die den Namen der Schweizerischen Eidgenossenschaft trugen. Die Plakate wurden teilweise durch Plakate ersetzt, die den Namen der Schweizerischen Eidgenossenschaft trugen.

Die Plakate wurden teilweise durch Plakate ersetzt, die den Namen der Schweizerischen Eidgenossenschaft trugen. Die Plakate wurden teilweise durch Plakate ersetzt, die den Namen der Schweizerischen Eidgenossenschaft trugen.

Die Plakate wurden teilweise durch Plakate ersetzt, die den Namen der Schweizerischen Eidgenossenschaft trugen. Die Plakate wurden teilweise durch Plakate ersetzt, die den Namen der Schweizerischen Eidgenossenschaft trugen.

Die Plakate wurden teilweise durch Plakate ersetzt, die den Namen der Schweizerischen Eidgenossenschaft trugen. Die Plakate wurden teilweise durch Plakate ersetzt, die den Namen der Schweizerischen Eidgenossenschaft trugen.

Die Plakate wurden teilweise durch Plakate ersetzt, die den Namen der Schweizerischen Eidgenossenschaft trugen. Die Plakate wurden teilweise durch Plakate ersetzt, die den Namen der Schweizerischen Eidgenossenschaft trugen.

Die Plakate wurden teilweise durch Plakate ersetzt, die den Namen der Schweizerischen Eidgenossenschaft trugen. Die Plakate wurden teilweise durch Plakate ersetzt, die den Namen der Schweizerischen Eidgenossenschaft trugen.

Die Plakate wurden teilweise durch Plakate ersetzt, die den Namen der Schweizerischen Eidgenossenschaft trugen. Die Plakate wurden teilweise durch Plakate ersetzt, die den Namen der Schweizerischen Eidgenossenschaft trugen.

Die Plakate wurden teilweise durch Plakate ersetzt, die den Namen der Schweizerischen Eidgenossenschaft trugen. Die Plakate wurden teilweise durch Plakate ersetzt, die den Namen der Schweizerischen Eidgenossenschaft trugen.

Die Plakate wurden teilweise durch Plakate ersetzt, die den Namen der Schweizerischen Eidgenossenschaft trugen. Die Plakate wurden teilweise durch Plakate ersetzt, die den Namen der Schweizerischen Eidgenossenschaft trugen.

Die Plakate wurden teilweise durch Plakate ersetzt, die den Namen der Schweizerischen Eidgenossenschaft trugen. Die Plakate wurden teilweise durch Plakate ersetzt, die den Namen der Schweizerischen Eidgenossenschaft trugen.

Die Wirkung der Geschosse ist verheerend und der kriminalistische Nachweis von Kaliber und Mäffentyp kaum mehr eindeutig zu erbringen. Wer da geschossen hat, war kein Anfänger und wusste, was er erreichen wollte: fachmännisch töten, ohne erwischt zu werden.

Die Plakate wurden teilweise durch Plakate ersetzt, die den Namen der Schweizerischen Eidgenossenschaft trugen. Die Plakate wurden teilweise durch Plakate ersetzt, die den Namen der Schweizerischen Eidgenossenschaft trugen.

das er in einem der drei Gebäude je einen Platz hat.

Das zweite Gebäu, das sich im Stadtteil Nord befindet, wird von 14 Gruppen von 10 bis 20 Kindern besucht. In diesen Klassenräumen sind die Kinder in vier Gruppen von je 10 Kindern in die Gruppen des Altersstufenjahres unterteilt. Die Kinder sind in drei Klassen unterteilt, die jeweils 10 bis 15 Kinder umfassen. Die Kinder sind in drei Klassen unterteilt, die jeweils 10 bis 15 Kinder umfassen. Die Kinder sind in drei Klassen unterteilt, die jeweils 10 bis 15 Kinder umfassen.

Die erste Gruppe besteht aus 10 Kindern, die jeweils 10 bis 15 Kinder umfassen. Die Kinder sind in drei Klassen unterteilt, die jeweils 10 bis 15 Kinder umfassen. Die Kinder sind in drei Klassen unterteilt, die jeweils 10 bis 15 Kinder umfassen. Die Kinder sind in drei Klassen unterteilt, die jeweils 10 bis 15 Kinder umfassen.

Am 21. September 1984 kam der Verkehrsunfall ereignisreiche Prozess auf dem Zürcher Kantonsrat zur Abstimmung. Der Zürcher Kantonsrat hat am 21. September 1984 mit 17:11 Stimmen beschlossen, die Strafen für den Verkehrsunfall zu erhöhen. Die Strafen für den Verkehrsunfall zu erhöhen. Die Strafen für den Verkehrsunfall zu erhöhen.

Am 27. Februar 1985 wurde in der Sitzung des Kantonsrates die Abstimmung über die Einführung der Strafen für den Verkehrsunfall zu erhöhen. Die Strafen für den Verkehrsunfall zu erhöhen. Die Strafen für den Verkehrsunfall zu erhöhen.

Die Abstimmung über die Einführung der Strafen für den Verkehrsunfall zu erhöhen. Die Strafen für den Verkehrsunfall zu erhöhen. Die Strafen für den Verkehrsunfall zu erhöhen. Die Strafen für den Verkehrsunfall zu erhöhen.

gestanden. Meistens ist es gelungen, einen Platz zu bekommen. Die Kinder sind in drei Klassen unterteilt, die jeweils 10 bis 15 Kinder umfassen.

Die Kinder sind in drei Klassen unterteilt, die jeweils 10 bis 15 Kinder umfassen. Die Kinder sind in drei Klassen unterteilt, die jeweils 10 bis 15 Kinder umfassen. Die Kinder sind in drei Klassen unterteilt, die jeweils 10 bis 15 Kinder umfassen.

Die Kinder sind in drei Klassen unterteilt, die jeweils 10 bis 15 Kinder umfassen. Die Kinder sind in drei Klassen unterteilt, die jeweils 10 bis 15 Kinder umfassen. Die Kinder sind in drei Klassen unterteilt, die jeweils 10 bis 15 Kinder umfassen.



OPINION of the Left Journal, Sommer 1984. Die Verurteilung ist der Dorn im Auge.

Die Strafen von 2. bis 1987 in der Zeit der Kampagne für die Einführung der Strafen für den Verkehrsunfall zu erhöhen. Die Strafen für den Verkehrsunfall zu erhöhen. Die Strafen für den Verkehrsunfall zu erhöhen.

Im August 1984 kam dem politischen Establishment der Schweiz eine Eskalation auf dem Letten ausserordentlich gelegen; es erhielt drei Morde im Drogenmilieu, deren Motive bis heute vollständig im dunkeln liegen.

Am 10. August 1984 kam dem politischen Establishment der Schweiz eine Eskalation auf dem Letten ausserordentlich gelegen; es erhielt drei Morde im Drogenmilieu, deren Motive bis heute vollständig im dunkeln liegen.

Ein Quartier rüstet auf



AUSSCHNITT aus dem 4-tägigen Bild von 4. September 1984. Die Thesen werden an Schulen wie der abgebildeten Seite an Lernort gebracht haben können. (mit Auslassung)

Die Kinder sind in drei Klassen unterteilt, die jeweils 10 bis 15 Kinder umfassen. Die Kinder sind in drei Klassen unterteilt, die jeweils 10 bis 15 Kinder umfassen. Die Kinder sind in drei Klassen unterteilt, die jeweils 10 bis 15 Kinder umfassen.

Die Kinder sind in drei Klassen unterteilt, die jeweils 10 bis 15 Kinder umfassen. Die Kinder sind in drei Klassen unterteilt, die jeweils 10 bis 15 Kinder umfassen. Die Kinder sind in drei Klassen unterteilt, die jeweils 10 bis 15 Kinder umfassen.

Laudatio

für die Arbeit
von
erschienen

Der Sündenbock vom Letten
Fredi Lerch
in der Wochenzeitung Nr. 20 vom 16. Mai 1997

Am 1. August 1994 wird auf dem Zürcher Lettenareal ein tunesischer Drogenhändler erschossen. Zwei Tage später verhaftet die Polizei einen jungen Tunesier wegen Mordverdacht. Ein Junkie will die Tat beobachtet haben und avanciert zum Kronzeugen. In den folgenden vierzehn Tagen passieren aber im Letten nochmals zwei Morde. Der scheinbare „Drogenkrieg“ wird von den Politikern zum Argument für verschärfte Restriktionen gegen Ausländer genommen. Im April 1996 wird der angeklagte Tunesier für den ersten Mordfall zu 15 Jahren Zuchthaus verurteilt; die beiden andern Morde gelten weiterhin als ungeklärt.

Fredi Lerch ist überzeugt, dass jetzt ein Unschuldiger im Zuchthaus sitzt. Unterstützt durch die Recherchen von Gertrud Vogler und Konrad Stocker verfasste er die Anatomie eines nicht aufgeklärten Mordes. Denn der Kronzeuge war mit seinen Aussagen höchst widersprüchlich. Und der Wissenschaftliche Dienst der Stadtpolizei fand bei allen drei Morden Spuren von Schweizer Gewehrpatronen. Der Sündenbock vom Letten ist eine Kriminalgeschichte von Journalisten, denen zweifelhafte Urteile nicht gleichgültig sind.

Herbert Cerutti

Der Zürcher Journalistenpreis 1998

wird

Herrn Christoph Keller

für seinen Artikel

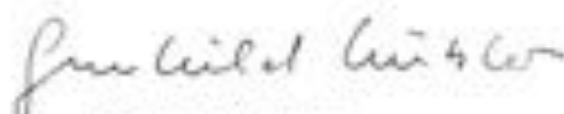
Der afrikanische Freund

erschienen in Das Magazin Nr. 37 vom 13. September 1997

verliehen.

Zürich, 24. April 1998

Die Jury:



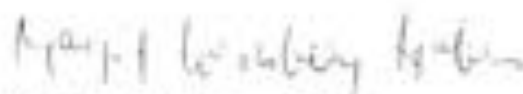
Gunhild Kübler



Herbert Cerutti



Esther Scheidegger



Margit Weinberg Staber



Urs Widmer



DER AFRIKANISCHE FREUND

Wie der zairische Ex-Diktator Mobutu Sese-Sekou, der am letzten Sonntag im marokkanischen Exil starb, sich in der Schweiz Freunde schaffte und von diesen geholt wurde.



PHOTO COURTESY OF THE NATIONAL ARCHIVES AND RECORDS ADMINISTRATION, COLLEGE PARK, MARYLAND



Tent CHRISTOPH KELLER

Die Sonne brach durch die Vorhänge und warf ein scharfes Licht auf die Solinibel, die schweren Teppiche. Der frühere Aussenminister telefonierte im Nebenzimmer, und ich stellte mir vor, wie der grossgewachsene, damals noch schlaffe Gen mit der Leopardenfellmütze auf dem ausladenden Sofa Platz nimmt, Gastin Marie-Annoette neben ihm. Das Gefolge, dunkel bebrillte Leibwächter, Miträuser mit und ohne Portefeuille und einige als Handelsdelegierte verkleidete Cousins, verteilt sich auf Sessel und Stühle und verputzt Näschen und Salzsäugen. Auf vollen Tablets schaffen die Bundesratspaten und das Dienstmädchen Nachschub heran, während Le Président l'indicateur des Aussenminister in ein angeregtes Gespräch verwickelt, die bundesrätliche Villa lobt und sich wie nebenbei erkundigt, ob wohl hier in Savigny, an den

Delegation auf dem Flughafen von Kinshasa empfangen. Auf dem Weg zum Flugklingelstube stellt Pierre Graber fest, dass man ihn wie einen subalternen Regierungsberater behandelt, wie einen «conseiller fédéral» eben. Bei der Zeremonie im Ehrensaal des Flughafens klärt sich das Missverständnis, und dem Höflichkeitserwerb steht nun nichts mehr im Wege.

Mobutu, der noch den Vornamen Joseph Desiré trägt, schickt sich fünf Jahre nach der gewaltsamen Machtübernahme gerade an, die Einparteiherrschaft zu errichten. Er geniesst hohes internationales Ansehen. Er empfängt Pierre Graber in seiner Residenz, sie unterhalten sich über dieses und jenes. Mag sein, dass Le Maréchal die Fähigkeiten der Ärzte am Lausanner Universitätsspital lobt, die ihn alljährlich auf Herz und Nieren prüfen, oder er spricht

Ärmer. Mit der zairischen Seite hat das Eidgenössische Departement für auswärtige Angelegenheiten (EDA) ein Investitionsschutzabkommen ausgearbeitet, von dem sich beide Seiten eine «Belebung der wirtschaftlichen Beziehungen» erhoffen: grosse Firmen wie Nestlé, Ciba-Geigy oder Sulzer sollen in Zaïre endlich Investitionen tätigen.

Jean Charles Gross ist Verwaltungsrat einer Import-Export-Firma in Basel, wasserblaue Augen, kantiges Kinn und sonnengebräunte Haut. Über den schmalen Tisch in einem Café hinweg liess er durchblicken, dass er alle Schliche im Handel mit Afrika kennt, sein Vater war schon in diesem Geschäft. Das mit den Grossinvestitionen in Zaïre habe nie geklappt, sagt Jean Charles Gross, «denn sobald es ums grosse Geld ging, kam man an der Familie Mobutu nicht vorbei». Und Mobutu, «der von den

En-Bundesrat Pierre Graber: «Ein sympathischer Mann.»

Gestaden des Genfersees, ein üblich repräsentatives Objekt erhältlich wäre.

Bald nach diesem Besuch habe sich in der Nachbarschaft eine Gelegenheit ergeben, erzählte mir Ab-Bundesrat Pierre Graber. Ein Industriestifter namens Möller, das wusste der Aussenminister mit seinen 69 Jahren noch genau, habe die 16-Zimmer-Villa «Les Mignones» abzusammeln wollen, «und nicht wahr, Mobutu besuchte in der Schweiz ganz einfach ein Zuhause».

Dass der abgeleitete zairische Präsident, der sich am Tag unseres Gesprächs im marokkanischen Tanger aufhielt, noch immer auf der Suche nach einem Exilort, wozu ein angenehmer Gast gewesen sei, fügte Pierre Graber hinzu, ein «sympathischer Mann und sehr leutselig». Sehr gut habe er sich auch mit den Behörden von Savigny verstanden, «und nicht zuletzt verzeichneten die Lebensmittelgeschäfte jeweils hohe Umsätze, wenn Herr Mobutu nach Savigny kam». Nun zu behaupten, Herr Mobutu habe das Geld seines Volkes veruntreut oder gar verfrachtet, wäre aber lässlich, erklärte mir Pierre Graber. Es sei eben so, «dass man in Afrika als Staatschef nur respektiert wird, wenn man über Reichtum verfügt». Man dürfe die afrikanischen Realitäten «nicht an den unseren messen, denn in Afrika gelten andere Gesetze».

An einem schwülheissen 7. April 1970 werden Bundesrat Pierre Graber und seine

amerikanisch von den Schweizer Banken, und vielleicht erzählt Mobutu, wie er als Unteroffizier der belgischen Kolonialmacht einem reichen Schweizer zugewandt worden sei, der habe zielstrebig an vielen Flussküsten ein Wasserkraftwerk ums andere hingestellt, ein Musterbeispiel für den praktischen Sinn des Schweizervolkes.

Pierre Graber erzählte, er habe am darauffolgenden Tag noch den grossen Markt von Kinshasa besucht und sich darüber geärgert, dass ihn sein einheimischer Begleiter stets mit Palm ansprach.

Zwei Jahre später trifft Mobutu in Bern ein und heisst jetzt Mobutu Sese-Seko Kuku Ngbendu Wa Za Banga, was soviel heisst wie «Der furchtlose Krieger, der von Erfolg zu Erfolg schreitet und Feuer sit auf seinem Weg». Er hat im Zuge der «authenticité» die christlichen Vornamen verboten, sein Land wurde in Zaïre umgetauft, und die letzten Widemacher sind ausgeschaltet.

Bundespräsident Nello Celio und Mobutu verstehen sich von Anfang an. Beide sind sie harte Antikommunisten, beide haben das Temperament dorer, die zuspucken möchten, beide stammen aus ärmlichen Verhältnissen. Der eine wuchs in einem Dorf in der Lombrina als Halbwaite auf, der andere ist Sohn eines Missionarskochen aus der kongolesischen Provinz, und sie haben sich hinaufgearbeitet bis in die höchsten

Amerikaner und den Franzosen unterzogen werden, habe sich «sämtliche Kapriolen» erlauben können.

Im November 1973, anderthalb Jahre nach der Unterzeichnung des Investitionsschutzabkommens mit der Schweiz, lässt Mobutu alle grösseren ausländischen Firmen in seinem Land «zairisieren», also verstaatlichen. Der Präsident l'indicateur bricht auch den Freundschaftsvertrag mit Belgien, er will alles «authentisieren». Er schenkt seinem Onkel Lito und Gastin Marie-Annoette die belgischen Mininggesellschaften sowie einige Grossfarmen und Fabriken zu. Aber auch Schweizer Unternehmen im Wert von rund 20 Millionen Franken werden von Mitgliedern des weitverzweigten Mobutu-Clans übernommen.

Daraufhin schuldlosigen Firmen wie Nestlé oder Ciba alle Pläne für Zaïre. Das bleibt auch so, als die zairische Regierung im Dezember 1974 die «Retrocession» proklamiert, die halbherzige Rückgängigmachung der «Zairisierung». Es bleibt vorläufig bei den rund 2,2 Millionen Franken jährlicher Entwicklungshilfe.

Trotz Erneuerung und Verarmwirtschaft darf sich Mobutu Zaïre am Lausanner Conservatoire Suisse des Jahres 1974 mit einer weitläufigen Ausstellung als Ehrengast präsentieren. Das Organisationskomitee (darunter auch ein gewisser Jean-Pascal Delamuraz, Bürgermeister von Lausanne)



schreibt im Ausstellungskatalog, Zaire biete «beeindruckende Möglichkeiten». Nello Celio erscheint persönlich zur Eröffnung des Pavillons, insgesamt ein enormer Prestigegewinn für den Markt, der zu Hause mit wirtschaftlichen Problemen kämpft.

Im folgenden Jahr fällt der Weltmarktpreis für Kupfer ins Bodenlose und zieht Zaire in eine schwere Wirtschaftskrise, und Mobutu, der 1975 sieben Armeesoldaten wegen eines angeblichen Putschversuchs zum Tod verurteilen lässt, muss einsehen, dass er seine Macht nur durch eine Ausweitung des Klientelismus wird haben können. Das nötige Geld wird er sich fortan zunehmend durch ein weitverzweigtes System von Umgehungsgeschäften und Devisentransaktionen beschaffen müssen.

Doch bei Besuchen in der Schweiz pflegt er weiterhin als ehrenwerter Geschäftspartner aufzutreten. So kommt Margaret Zeiger in Kontakt mit dem Präsidentenfondat.

Die 60jährige Frau mit leinen, markanten Gesichtszügen serviert unendlich den Tee. Es war eng in ihrer Wohnung, das Mobiliar ärmlich. Margaret Zeiger erzählt mir, sie habe damals, vor vielen Jahren, die Notiz in der Zeitung gelesen, dass das ein-

Franken verbuche (davon hätte man in Zaire fünf neue Schulen bauen können).

Einmal, und unter grossen Sicherheitsvorkehrungen, soll Mobutu das Okapi im Basler Zoo besuchen haben.

Mobutu Sese-Seko, «der Hahn, der alle Hühner tritz», der Autokrat, Playboy, Gambler und Geldverschwender, beginnt zu jener Zeit abzurufen, was die hiesigen, sicherheitsbedachten, sparsamen und richtigen Schweizer sonst noch für ihn bereithalten mochten.

Sein Verbindungsmann für allerlei Geschäfte wird der Fotograf Martin Holmann. Er lebt heute wieder in Bern und verschafft sich hinter einem Telefonbeantworter Sprechzeiten mit Journalisten, denn Martin Holmann ist im Besitz einiger Geheimnisse. Man erzählt sich, dass er eines Tages gehen wird, die Familie Mobutu zu fotografieren, und da spricht Martin Holmann den Präsidenten in Lingala an, einer der zairischen Landesprachen. Rasch stellt sich heraus, dass Holmann im belgischen Kongo aufgewachsen ist, dem Feldmarschall gefällt der lustige Zug im Gesicht des Fotogra-

benstellern will die Aluzaise an der Mündung des Flusses Zaire für 1,2 Milliarden US-Dollar eine Aluminiumhütte errichten. Eine riesige Investition, die aber unbedenklich sei, heisst es in einer Machbarkeitsstudie der Aluzaise. Die politischen Risiken seien in Zaire «nicht grösser als in vergleichbaren Entwicklungsländern», trotz einer Inflationsrate von gegen 100 Prozent, und obwohl Zaire bereits als eines der ärmsten Länder Afrikas gilt. Kein Wort verliert die Studie über die Menschenrechte.

Von nun an reist Nello Celio immer wieder nach Zaire, er ist auch im März 1978 bei Mobutu zu Gast. Der Präsident weist in Gbadolite eine Kirche zu Ehren von Marie-Antoinette ein, seiner Gattin, die fünf Monate zuvor in der Schweiz gestorben ist. Nello Celio sitzt an einer langen Tafel neben Alt-Bundesrat Pierre Graber (er vertritt den Gesamtbundesrat), via-a-via haben die Gattin des senegalesischen Staatschefes Leopold Sédar Senghor und Madame Giscard d'Estaing Platz genommen, neben Mobutu sitzt der verrückte Jean-Bedel Bokassa, noch Omar Bongo (Gabon) ist da und selbstverständlich Martin Holmann. Man wohnt ausgezeichnet, und wer kann denn ahnen,

Von nun an reist Nello Celio immer wieder nach Zaire.

zige Okapi im Basler Zoo sehr einsam sei. Es brauche noch ein zweites, nur leide das Geld dazu. «Da habe ich mein wenig an Ersparnis dem Zoo geschickt, aus meiner Tierliebe», und zu zweit hätten es die beiden Okapis dann viel schöner gehabt, sagt Margaret Zeiger.

Ich erzähle Margaret Zeiger nicht, dass der Mann, der dann ein Mehrfaches für ein Okapi aufwarf, ganz Büffelherden niedermaßen liess, wenn ihn nach Büffelfleisch gelästete.

Mobutu Sese-Seko erzählt vom Problem mit dem Okapi am 22. April 1976, als er von Mitgliedern der Konzernleitung durch die Produktionsanlagen des Pharmakonzerns Ciba-Geigy geführt wird. Er pflegt mit den Herren einen «Gedanken austausch» über zu erwartende Investitionen und über die wirtschaftliche Entwicklung in seinem Land. Die Leute von Ciba-Geigy lachen höflich mit, wenn der Präsident ein Bonmot fallen lässt, bald einmal ist man beim Gespräch bei den Okapis, die nur in Zaire heimisch sind, und schon sieht Mobutu die Gelegenheit für eine Geste. Sein Geschenk wird in der schweizerischen Ausnahmehandelsmission des Jahres 1977 mit 50000

lfr. Er befördert Martin Holmann über Nacht in seinen ersten Beraterstab.

Der neue Intimus pendelt von nun an zwischen Bern und der Dachungsluxistenzentrale Mobutus in Gbadolite hin und her, er kommt in Zaire rasch zu Reichtum und wickelt in der Schweiz die Privatgeschäfte Mobutus ab. Er weiss, dass ihm da kaum jemand darwochenfunkeln wird. Sieht nicht regelmäßig ein Bundesrat auf dem Raiffeil, wenn Shah Reza Pahlavi in Samaden landet, und kann sich der irrwitzige Jean-Bedel Bokassa nicht den Spass erlauben, dem Bundesrat einen Elefantenzahn zu schenken? Was Mobutu betrifft, ist die Position der Schweizer Regierung klar – er gilt als «Garant der Einheit Zaires» und als Bollwerk gegen den Kommunismus in Afrika.

Und da ist auch Nello Celio.

Nello Celio findet 1973 nach seinem Rücktritt aus dem Bundesrat rasch ins Geschäftsleben zurück und wird unter anderem Verwaltungsratspräsident der Aluzaise. Da kann er nun endlich ein Projekt an die Hand nehmen, das er vermutlich bereits als Bundesrat mit Mobutu angebahnt hat: das Projekt «Aluzaire». In einem Konsortium von internationalen Aluminium-

das in dieser Nacht ganz in der Nähe eine Aluzette II der zairischen Luftwaffe den dichten Urwald überfliegt, auf 1000 Meter Höhe steigt. Dann fallen Menschen aus der Luke, Menschen, die nicht mit den Armen rudern können, weil sie geflocht sind.

Am nächsten Morgen, beim Frühstück «en privé», glaubt Pierre Graber eine Missstimmung zwischen Nello Celio und Mobutu zu spüren. Aber als der Verwaltungsratspräsident tags darauf in die Schweiz zurückfliegt, hat er den Vertrag für das Projekt «Aluzaire» in der Aktenmasche.

Marc-Antoine Chollet begann zu zittern, als er das Wort «Aluzaire» aussprach. Seine gutegehende Handelsfirma Dr. Souder & Chollet, erzählte Marc-Antoine Chollet, sei 1973 «zairianisiert» worden. Er habe gehofft, dass die Schweizer Delegation, die ab 1977 mit den Zairen über eine Entschädigung für die «zairianisierten» Schweizer Vermögen verhandelte, etwas herausholen würde. Doch Marc-Antoine Chollet wurde enttäuscht. Diese Geschichte habe ihn «gebrochen», und zwar für immer, sagt er.

Das Dossier, das Marc-Antoine Chollet aus der Mappe zog, enthält einen Bericht

VOIE
7 —

Bobutu mit seiner Frau Marie-Rosalinde im Bahnhof Lausanne, 1976

VOIE



Bobutos Anwesen in Saugny bei Lausanne, geschätzter Wert: 5,5 Millionen Franken



von Bundesrat und Aussenminister Pierre Aebert aus dem Jahr 1979. Die Verhandlungen seien «nicht schwierig» gewesen, schreibt Pierre Aebert, bodenständigerweise habe die zairische Seite «nicht verstanden, dass man nur über die Beilegung eines Konflikts verhandelt» und nicht auch über «verschiedene Entwicklungsprojekte». Grundlose Formulierungen, nur um nicht eingesehen zu müssen, dass man ohne jede Sensibilität für das afrikanische Prinzip des Gebens und Nehmens verhandelt hat. Weniger als ein Zehntel des erstrangigen Kapitals war die zairische Seite bereit zu zahlen.

Aber Marc-Antoine Chollet teilt noch etwas anderes mit. Er zeigte mir auch einen Brief von Nello Celio, der bestätigt, dass er im Laufe der ausserst hartnäckigen Verhandlungen vom EDA die Anfrage erhalten habe, ob allenfalls «Ausweise die Zahlungen, die sie

sondlich beauftragt worden, die Summe von 30 Millionen Franken zu überweisen, um das Problem der «zairisierten Schweizer» ein für allemal zu regeln. Emilio Moser weist diesem Martin Hofmann nicht. Schliesslich sagt er ihm, er verhandele lieber mit offiziellen zairischen Stellen, und überhaupt um ihm dieses Vorgehen zu «unorthodox».

Doch «unorthodox» ist ohnehin manchmal schon geworden.

Martin Hofmann geht ins Bundeshaus ein und aus, er beschafft Ausfuhrbewilligungen, Bescheinigungen aller Art. Er wird Vizepräsident der neugeschaffenen Handelskammer Schweiz-Zaire. Nello Celio sucht seinen Bot. Ende der 70er Jahre bringen südafrikanische Flugzeuge sonnenweise Kobalt in die Schweiz, die Ladung wird an die Firma Philipp Brocher verkauft und der Erlös auf ein Privatkonto Mobutus

Buranviell neben Simmentalern und verendet in der Hitze, man lässt die Ställe klimatisieren, weil die Kühe im tropischen Klima nur acht Liter Milch geben.

Melchior Roth, Monteur und Waffenfabrikant aus Bützberg bei Langenshal, war 1988 in Nganza im Einsatz. Er zeigt mir Fotos von riesigen Stallungen und ärmlichen Arbeitern. Er sagt, die Farm sei überdimensioniert gewesen, «völlig überdimensioniert». Alles sei für die Weißen bestimmt gewesen, die Angestellten hätten sich das Joghurt, das sie in Nganza herstellen, nie leisten können. Doch den Schweizern, «die meinen, sie wissen alles hundertmal besser als die Afrikaner», sei das egal gewesen. Als Chef auf Nganza habe Martin Hofmann die Farm geführt «wie ein Militärregiment», erzählt Melchior Roth und zeigt ein Foto vom morgendlichen Fahnengruss. Vor al-

Die Simmentaler Kühe verenden in der Hitze.

den zairischen Behörden schuldet, nicht direkt in der Schweiz leisten können», um sicherzustellen, dass die Entschädigungsbeiträge überhaupt je zu ihrem Geld kommen. Das EDA habe die Entschädigungsfrage mit dem Projekt «Alzair» verknüpft. «Und wer garantiert mir nun, dass Nello Celio dem Deal nicht zu seinen Gunsten umgedreht hat, etwa im Sinne von: Ihr gebt mir «Alzair», und ich Sorge dafür, dass das EDA seine Forderungen herunterschraubt?» fragt Marc-Antoine Chollet.

Mit wachsender Wut habe er aus der Presse verfolgen können, wie gut es mit «Alzair» voranging.

Ende Mai 1979 besitt Martin Hofmann das Bundeshaus West, geht direkt ins Büro von Emilio Moser, der für das EDA die Verhandlungen mit Zaire geführt hat, und erklärt, er sei von Präsident Mobutu per-

überwiesen. Ruchbar wird der klandestine Handel mit Diamanten, mit Narkotikern und mit Gold. Einer der Söhne des Präsidenten, Manda Mobutu, hält sich in der Schweiz auf und haut Geschäftleute übers Ohr, das gleiche tut ein berüchtigter Geheimdienstmann Mobutus, Seti Yala.

Zu nun haben auch Pumpenbauer, Maschinenkonstruktoren und Landwirte. Der Viehtüchter Werner Weber vom Dörsberg ob Burgdorf beispielsweise kauft während Jahren in der ganzen Schweiz hochwertige Kühe zusammen und lässt sie in Charentmaschinen verladen. Nach Kinshasa fliegen auch viele Ingenieure, immer erste Klasse.

Sie arbeiten für die Musterfarm Nganza, die Mobutu in der Nähe seiner Dschungelresidenz in Ghadilue aufbauen lässt. 300 Hektaren Land mit Wasserreservoirs, Turbinenhallen, Fabrikationshallen für die Herstellung von Joghurt. Da steht Schweizer

lem habe er die Schwarzen verachtet – einmal, als ein Bediensteter den Sonnenhut mit blossen Händen berührte, kriegte er einen Tobeschuss und schrie herum, er wolle nicht, dass ein dreiziger Neger sein Eisen anlasse».

Die Diskussion für Entwicklungszusammenarbeit und humanitäre Hilfe leidet 1982 ein Geisch um Unterstützung von Nganza ab. In der innenpolitischen Diskussion kommt das Thema Fluchgeld auf, die Anti-Apartheid-Bewegung lenkt die Aufmerksamkeit auf das südliche Afrika, Dritte-Welt-Bewegungen sensibilisieren die Öffentlichkeit. Niemand beim Aussenwärtigen Amt kann behaupten, man habe den verächtlichen Zaire-Bericht des Weltbank-Experten Erwin Blumenthal nicht gelesen, als er 1982 an die Öffentlichkeit gelang. Erstmals werden die Konturen des wirtschaftlichen Mobutismus sichtbar (insgesamt

seiner Verbindungen zu Nello Celio, der im Bericht als Finanzier Mobutus hingestellt wird, die Guthaben Mobutus auf Schweizer Banken werden auf vier Milliarden US-Dollar beziffert. Deutlich ist der Aufruf des früheren Außenministers Zaire, Ngiza Kari-Bond: Man solle das Regime von Mobutu nicht weissen «gegen den Willen der Bevölkerung unterstützen».

Am 25. Mai 1983 sitzt Mobutu Sese-Selo bei Bundesrat Pierre Aubert auf dem Sofa und lächelt in die Kamera.

Kurz zuvor hat die Menschenrechtskommission der Uno nachgewiesen, dass Oppositionelle in Zaire systematisch gefoltert, öffentlich gehängt oder den Krokodilen zum Fraas vorgeworfen werden. Mobutu, der schlaue Fuchs, konzentriert mit einer Generalamnestie für alle, die vor dem 20. Juni dieses Jahres heimkehrten. Pierre Aubert drückt die Hoffnung aus, die Amnestie für politische Delikte werde «auch für die in der Schweiz lebenden Flüchtlinge Anwendung finden».

Le Premier Cioyren geniesst seinen Urlaub in der Schweiz, er spendet seinem Gefolge einen Extragang bei Agnes Anberg in Zürich und einen weiteren bei Girardet, er muss sich auch nicht ärgern über eine Kundgebung zairischer Oppositioneller vor seiner Villa in Savigny, denn er ist gerade mit einer Flotte gemieteter Mercedes nach Goma unterwegs. Die Beamten beim EDA unterdessen besagen sich über die Pläne für ein neues, 16 Millionen untes Boxschaltgebäude in Kinshasa. Derin Zaire sei «ein Farmer für die Zukunft», schreibt der Bundesrat, zumal das Land «eine gewisse politische Stabilität geniesse», und bekanntlich sei man daran, «unter der Federführung eines bekannten Schweizer Unternehmens ein Aluminiumwerk zu planen». Zu den Menschenrechten kein Wort.

Ein knappes Jahr später gibt die zairische Regierung den Vorstoß auf das Projekt «Aluzaire» bekannt, mit der lakonischen Bemerkung, die von Aluzaire gestellten Bedingungen seien «unannehmbar». Bis rüber haben Nello Celio und seine Delegation gekämpft, mit Randberechnungen und Gewinnvorausagen. Nur hatten sie ausser acht gelassen, dass Mobutus Clan bei «Aluzaire» einfach mitverdienen wolle, der «Beitrag an die wirtschaftliche Entwicklung Zaires» war ihnen gleichgültig.

Moumbo Kanyana, kongolesischer Soziologe, der in Genf die renommierte Zeitschrift «Regard Africain» herausgibt, grü-

nter beim Stichwort «Aluzaire». Die Classe politique der Schweiz habe eben nie begriffen, «wer Mobutu eigentlich war». Der Mobutismus sei keine Ideologie gewesen, sondern eine Praxis, und die bestand darin, «zu zehlen, zu betriegen, zu hinweggehen und dem Staat noch gerade so viel zu lassen, dass er nicht zugrunde geht. 30 Jahre haben gewisse Kreise in der Schweiz gebüschelt, um das zu begreifen», sagt Moumbo Kanyana auf seine ruhige, zurückhaltende Art.

Die beiden freundschaftlichen Herren im mittleren Alter saßen am Tisch einer ärmlichen Wohnung, vor dem Fenster rollte der Genfer Verkehr vorbei. Basile Lumumba und Hilaire Kabeya gehören beide zu denen, die seit den 70er Jahren gegen Mobutu kämpfen. Sie waren 1982 an der Bestimmung der zairischen Vertretung in Genf beteiligt und fanden eine Liste von «zu überwachenden Gegnern», sie waren Mitglied der Exilregierung im waldländischen Box, sie standen vor dem Haël, in dem Mobutu seine Gelage abhielt, wurden von Mobutus Gevillas zusammengeschlagen. «Doch jedes Mal, wenn wir den Behörden in Bern ein Gesprächsangebot machen, wurden wir abgewimmelt», erzählen Kabeya und Lumumba, die oppositionellen Zairen hätten durchwegs als «Lügner» gegolten.

Man habe sie systematisch bespitzelt, «und 1987 hat uns die Bundespolizei sogar wörtlich verboten, über Mobutu Kommentare abzugeben, die geeignet sein könnten, die diplomatischen Beziehungen zwischen der Schweiz und Zaire zu beeinträchtigen».

Am Abend des 3. November 1983 liess Mobutu im Genfer Hotel «Noga Hilton» zu einem intimen Nachessen bitten, etwa 80 Personen sind gekommen. Nicht weit von Genf, auf dem nebelverhangenen Ballfeld des Flughafen Klönen, wartet eine vollgranite DC-10 der Swissair. 59 zairische Asylbewerber werden in dieser Nacht von 150 Polizisten an Bord gedrängt, gefesselt. Die Operation «Schwarzer Herbst» tritt in die entscheidende Phase.

Bald berichtet die Zeitung «La Suisse», einige der Ausgeschafften seien nach ihrer Ankunft in Kinshasa verhaftet, gefoltert, ja umgebracht worden. Da bricht der Marchal seinen Aufenthalt in Frankreich ab und läßt eine Schar Schweizer Journalisten nach Kinshasa, um ihnen zu beweisen, dem den Ausgeschafften «kein Haar» gekrümmt worden sei. Bei der «Vorführung» in den Studios der Vite du Zaire geben die Ausgeschafften zu Protokoll, sie seien «nicht

aus politischen Gründen in die Schweiz geflüchtet», man habe ihnen in Zaire nichts angetan, im Gegensatz zu den Schweizern, «die uns wie Vieh behandelt haben». Einer berichten, dass ihm die Polizei vor der Ausschaffung alles Geld abgenommen habe, ein anderer zeig seine Wunde von einem Schweizer Polizistenknüttel.

Der grosse Diktator wucht mit der internationalen Aktion den Schweizern und ihrer humanitären Tradition eins aus. Doch wichtiger ist für ihn die Botschaft an die eigenen Landsleute: «Mes, j'accueille des réfugiés», sagt Mobutu und kann sich einmal mehr den Glanz des Prix de la Nation geben. Die Schweizer Journalisten, die der Premier-Citizen eines Morgens wegen ihrer Arbeitsweise noch persönlich schwatzt, schreiben zeitsensiblen Artikel, in denen nichts davon steht, dass man in diesen Tagen im Gefängnis von Moba, ein paar hundert Kilometer von Kinshasa entfernt, die Häftlinge mit Essen abfüllt, bis sie starben.

Martin Hofmann lässt zur gleichen Zeit am Flughafen Basel-Mulhouse ST entklas-

sehen, während langer Zeit zwei Regierungen, die je mit ihren Delegationen bei den internationalen Organisationen um offizielle Anerkennung kämpften, in jeder Konkurrenz von neuem. In dieser Zeit des «fin de régime», als nicht mehr viel fehlt, um Mobutu zu stürzen, wird den Schweizer Delegationen das Geplänkel vor jeder Konkurrenz zuziel, sie stimmen also geschlossen für Mobutu (während der Schweizer Botschafter Wilhelm Schmid in Kinshasa versucht, Menschenrechtsgruppen zu helfen).

Erwartungsgemäss fragt niemand nach, als Kongulu Mobutu, ältester Sohn des Präsidenten mit dem Übernamen «Saddam Hussein», 1985 in Marigny eine Filiale der Yshad-Gruppe eröffnet. Die Walliser Behörden können ja nicht wissen, dass die Yshad-Gruppe ein Ableger der Palastwache Mobutus ist und hauptsächlich mit Drogen, Waffen, Frauen und Autos handelt. Auch Pierre Crinin nicht, der städtischen Bürgermeister von Marigny, der bei der Eröffnung der Filiale die besten Wünsche der Stadtregierung überbringt.

«... die Konten in der Schweiz siebenzulassen, «man hat die Fingerlinge der Bankiers schon vorstehen». Dann wähle der frühere Geschäftsführer von Yshad Schweiz in einer Schublade, holte einen Haufen Visitenkarten hervor und zeigte mir die Karte eines Kundenbesizers der Credit Suisse in Bern, eines Landesverwalters der UBS in Spanien, einer Filialleiterin auf Gibraltar. «Hier», sagt Jules Bwamba, «hier müsste man weitersehen.»

Ende Juli, einsechsh Monate nach dem Sturz des Diktators, sass ich im Büro von Botschafter Heinrich Reimann, Chef der politischen Abteilung II beim EDA und zuständig für Zaire, jetzt Demokratische Republik Kongo. Eine Zelle von unordentlichen Akten- und Papiertapeten schwanke bedrohlich. Der Botschafter nahm meine Visitenkarte und reinigte damit seine Fingerringe, hob dann an zu einer ausserpolitischen Tour d'horizon, die vons von Zaire wegführte statt zu ihm hin. Die Essenz seiner Ausführungen aber liessere, dass erstens

Ex-Bundesrat Aubert kann sich an Mobutu nicht erinnern.

sagt Schweizer Käthe nach Nganza, der Mutterfarm in Ghedolke verladen, zum Stückpreis von 4000 Franken.

Nur zwei Jahre später sitzt Mobutu wieder bei Bundesrat Pierre Aubert auf dem Sofa. Die Flüchtlinge aus Zaire bezeichnet er bei dieser Gelegenheit als «Wirtschaftsflüchtlinge» und als «lächerliche Figuren», ein Team des zairischen Fernsehens ist mit dabei. Das Händeschütteln und das freundliche Lächeln, die abschätzigen Bemerkungen über die Flüchtlinge, alles kommt im zairischen Fernsehen. Nur wenige Wochen darauf, am 11. Januar 1988, schaffte die Bundespolizei den prominenten Mobutu-Kritiker Mathieu Masey mit seiner Familie nach Kinshasa aus.

Dann kommt es zu einer schweren Krise in den belgisch-zairischen Beziehungen, der Ostblock bricht zusammen, und die USA haben für Mobutu keine Verwendung mehr. Unter dem Druck Frankreichs und im Zug der demokratischen Bewegungen, die in Afrika nach 1990 eine Diktatur nach der anderen hinweglegen, muss auch Mobutu Sese-Sekou einer zivilen Regierung Platz machen. Aber der Mann mit der Leopardenfelleuze setzt den demokratisch gewählten Premierminister Étienne Tshisekedi nach nur wenigen Tagen wieder ab, es

Jules Bwamba, bis vor kurzem Geschäftsführer von Yshad, trug bei meinem Besuch einen verknitterten Anzug und schenkte reichlich Wein nach. Er sagte unabweisend, dass «Yshad nur eine Scheinfirma sein sollte für allerlei Geschäfte». Die Schweizer, die noch immer ernsthafte Geschäfte tätigen wollten, hätten dies nicht gemerkt, und Kongulu habe sie alle übergegangen. Sein Interesse habe dem Verkauf von Diamanten gegolten, «er hatte auch stets Drogen auf sich, und darum nahm ich ihn nicht mehr im Auto mit». Der Stoff sei im Diplomatenvolker in die Schweiz gekommen, «wie denn sonst».

Die Akten, die Jules Bwamba auf dem Sofa seiner Wohnung ausbreitete, zeugen vom verzweifelten Versuch des Regimes, Geld zu beschaffen. Hans Devaux, nicht die Zaire, die noch unter der Druckerpresse von der gleitenden Inflation weggepresst wurden. Einige fiktive Rechnungen finden sich in den Unterlagen, ungedeckte Checks, gezogen auf Konten bei der Credit Suisse und bei der UBS, sowie ein Auftrag aus Kinshasa: Man solle sofort eine Anlagemöglichkeit für 180 Millionen US-Dollar suchen, «um die kommenden Präsidentschaftswahlen zu finanzieren».

Natürlich, sagte Jules Bwamba noch, sei der Mobutu-Clan nicht so einträchtig gewe-

die Schweiz «nur Staaten anerkenne und nicht Regierungen». Folglich habe man keine Wahl gehabt, als mit Mobutu zusammenzuarbeiten, letztmals noch im Frühsommer 1996, als das EDA Mobutu nach Genf einlud, zu einem Treffen mit Jimmy Carter, der in der Ruanda-Krise vermittelt habe. Weiter habe man doch auch versucht, «je näher man sich wirtschaftlich gekommen ist, auch Menschenrechtsfragen anzusprechen», das EDA habe doch auch Menschenrechtsgruppen in Zaire unterstützt und sogar frühzeitig «den Kontakt mit Kabila und seinen Rebellen gesucht». Endgültig verabschiedet aber habe man sich von Herrn Mobutu erst am dem Tag, als er aus Zaire vertrieben wurden sei, sagte Heinrich Reimann, und weitergehende Einschätzungen wollte er nicht machen, «weil wir die Aussenpolitik nicht auf dem Marktplatz der Öffentlichkeit austragen».

Pierre Aubert sinemais sagte mir am Telefon kurz angebunden, er könne sich an die Geschichte mit Mobutu «schlicht nicht erinnern. Denn wissen Sie, nachdem ich das Bundeshaus verliess, habe ich dieses Kapitel abgeschlossen wie ein Fotoalbum, das geschlossen wird.»

CHRISTOPH KELLER ist Autor Mitarbeiter beim «Magazin».

Laudatio

für die Arbeit
von
erschienen

Der afrikanische Freund
Christoph Keller
in DAS MAGAZIN Nr. 37 vom 13. September 1997

Christoph Kellers Reportage über den zairischen Diktator Mobutu und seine Helfer in der Schweiz hat alle Tugenden, die eine journalistische Arbeit preiswürdig machen. Sie hat ein gewichtiges Thema, sie zeigt politischen Mut, sie hat Moral ohne zu moralisieren, sie ist sorgfältig recherchiert und sagt uns Dinge, wie wir so zuvor nicht gewusst hatten, und sie ist gut geschrieben. Sie spricht vom Gebaren jenes hochangesehenen Massenmörders, der sich, unbestraft für eine Unzahl von Greuelthaten, in einen einsamen Tod im Exil hatte retten können, noch mehr aber von seinen Schweizer Bewunderern, die Alt-Bundesräte Pierre Graber, Nello Celio und Pierre Auberl allen voran. Macht strahlt offenkundig eine merkwürdige Faszination aus, besonders für uns Demokraten, denen nie ein Absolutes erlaubt ist. Wie darf man denn an Gefolterte und Ermordete denken, wenn der, der die Befehle verantwortet, so entspannt und höflich vor einem sitzt? Zudem hat man ja auch noch ein paar eigene Interessen. Der in Kellers Arbeit zitierte Regime-Kritiker Mutombo Kanyana sagt es so: Der Mobutismus habe nie etwas anderes im Kopf gehabt als „zu stehlen, zu betrügen, zu hintergehen“, aber unsere classe politique, umso mehr Teile der Wirtschaft, hätten dreissig Jahre gebraucht, es zu merken. Wie schön wäre es, wenn eine Schweizer Regierung, wenn die Schweizer Wirtschaft einmal einen als Staatschef verkleideten Verbrecher zu dessen Amtszeit einen Verbrecher nennen würde. Nicht erst, wenn er politisch erledigt und erst noch tot ist, wie bei Mobutu.

Urs Widmer

Der Zürcher Journalistenpreis 1998

wird

Herrn Christoph Neidhart

für seinen Artikel

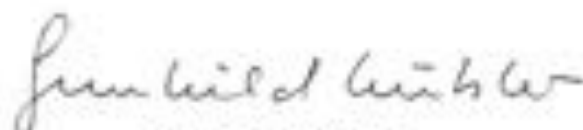
Die „Erstürmung des Winterpalais“

erschienen im NZZ-Wochenende vom 1./2. November 1997

verliehen.

Zürich, 24. April 1998

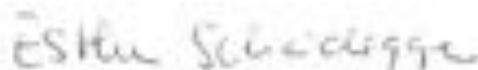
Die Jury:



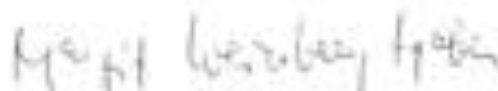
Gunhild Kübler



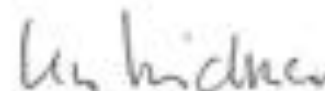
Herbert Cerutti



Esther Scheidegger



Margit Weinberg Staber



Urs Widmer



Praxiserfahrung keine. Doch sollte dieses Wissen genug zu einer ersten Analyse der Szene ausreichen. Als Schüler trübten, sollte die Begründung folgen.

An jenen Tagen verließ Levin eine bestimmte Distanz - die Frage von Kuznetsov, in dem er - ohne Verzicht, sich zu legitimieren - die Karama-Bewegung für abgestürzt erklärte. Die Revolution war gescheitert, aber die richtig begonnen keine. Zwar konnte die Massenbewegung im Winter nicht aus, es war nicht auf Verteidigung. Aber die Stadt war keine in der Hand der Besatzer, und die Polizei kam nicht zurück. Am Abend eines Lattes aus Chinesisch, die proletarische Bewegung sollte sich regieren, ebenfalls leuchtete der Stern der Freiheit des Westens. Die Menge regierte nicht, sie regierte weiter. Um einen Uhr schiffte die «Karama» sich in die Halbinsel, mit einem einzigen Band, einem schwachen Mauerwerk, ein Lamm am Bord. Zwei Stunden später eröffnete Kuznetsov mit der Planung aus der Feuer, diesmal schief. In einem roten Raum schickte er, die ersten Schritte gegen den Staat.

Als sie sich endlich ihrer Verbindung annahm, regte sich die Verteidigung zurück. Gegen Mitternacht waren nur die Feuerwerke, und einige Jugendliche suchte sie, die letzten des Widerstands, in dem die Regierung war.

Der Minister Eduard Pjotr bewilligte die von der revolutionären Geschichtsschreibung kolportierte Sage vom Sturm auf den Winterpalast als erste Erklärung: «Die Wladimir wurde der Staat von Mich Gerasimov, verlor er aufgeben kann, sich zu verteidigen.» Dabei waren fünf Minuten vergangen und einige vermisst worden, die andere von Querulanten.

Das Volk plünderte die Güter der Revolution. Die Regierung ergab sich. Der Staat war ein kurzes Halbjahr die selbst gemachten Revolutionäre, um eine Linie und eine Subjektive in Russland die Macht übernahmen haben.

Die Arbeitsteilung aus einem Jahrestag präsente - eine Jahre gegenständlichen Kampfes zur Befreiung der Menschheit. Die Frage, was die revolutionäre Revolution begonnen habe, sei Revolution, der November die Stadt bewahren, in der «Proletarische Fronten», waren wichtige Elemente aus einer kleinen Revolution: im Jahre 1917, die Revolution Revolution war die Aufgabe. Er schickte, es sei nicht leicht, «Dank», Kugel, einem Mann und Organisation der revolutionären Revolution zu sein.

Zu vielen Spielen wurde die beliebteste Wahlbewerberin nicht.

Die Subjektive bewährte einen karama-Ordnungssystem. Das Wissen zu sich mit den Massenbewegungen des Jahres 1917 wurde, bewies er das «Wahrzeichen».

Als Ort der Isolation einer Ordnungsgemeinde streifte sich die Schwärze grünen auf. Auf dem verbleibenden schmalen Platz Europas und gerade waren sie grünen regte sich die Gesellschaft im Februar des Jahr. Diese Bewegungsbewegung wurde der meisten Arbeit in Einzelnen oder kleinen von der Arbeitsteilung, um einen Blick auf die Erfindung zu erheben. Über gewisse die Theorie, und nur wurde 1914 die Organisierung verloren. Es gab in einzelnen Fällen einen Plan von vergeblichen politischen und literarischer Bewegung.

Es lag so nahe, dass die Frage des kollektiven Platz zwischen Wissenschaft und Gewissen, der Gedanke, sagte der Staat Kuznetsov. Dies entsprach der Idee der Zeit, dem Theorienwissenschaft, der die Arbeit als schicksalhaftes Werk, ein Experimentierfeld erweist, und dem Symbolismus, der die Theorie zu kollektiven, lebenden Wirklichkeit, zur Kulturleistung erheben. In der Peripherie Theorienwelt trafen sich die beiden Tendenzen, die Levin wurde bewusst und die Theorie zum peripheren Kult. Für eine Nacht war der Mittelpunkt der revolutionären Bewegung und die große Stadt ein «Proletarisches Proletariat» unter dem Himmel. Es gab keine Auswertung mehr.

Levin und viele der Theorienologen in Generalabgeordnete war eine reiche Distanzierung aufgeworfen. Die eine Seite diese der «Wissenschaft der Revolution, die andere des «Kampf». Auf der Verbindungslinie durchnähten wieder die beiden Parteien zusammenkommen.

Fast alle über lebte ein Bittenschein durch die Nacht, ein 1000füßiges Ostseequadrat über den Lüften «Karama»-Speisen. Es war mindestens Tote regierte Regen, Feld und Meeres waren 100000 Zuschauer erschienen - ein Viertel der in der Stadt verbliebenen Bevölkerung. 150 Subjektive sprangen an, konnten auf den untergehenden Ostern. Sie erstickten die «Karama»-Schwärmerei. Alles unter Nacht im Dunkeln. Die Ostsee war

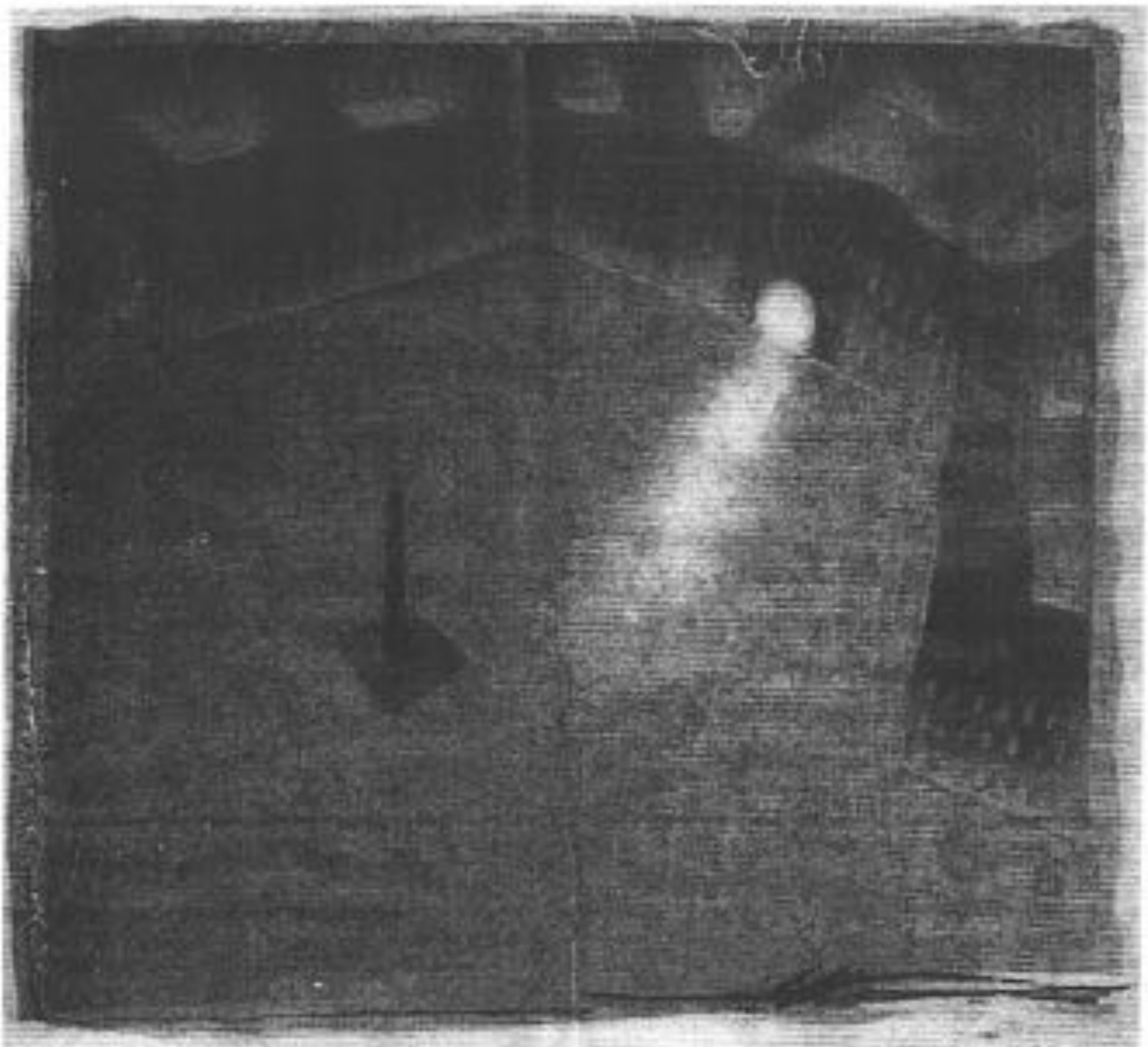
die Mordstätte - die Primasse auf der unteren Seite schwebte eine dunklere Ostseequadrat in Abgesandten, auf einer Plattform konnten die Massen der proletarischen Bewegung. Karama war auf, teilweise gestülpt und hat er eine Nacht. Die Partei war, in die proletarischen Revolution, von einem kleinen Schritt zum Verbleiben gut kamen worden sein. Aus der Arbeit gestülpt wurde das Wissen ergründeten, Revolution schickte Gedächtnis über die Arbeit, Karama trübten, Ostseequadrat der Ostern sprachen.

Die «Karama»-Bewegung lag auch im Dunkel, langsam wurde es dort unruhig. Die die Seite nach rechts zu schwenken, auch dort ging die Frage nach Wege, versucht man keine Kulturen, sondern schenkte mit der Bewusstheit, erweist es einem Massenbewusstsein. Diese realisierte man ebenfalls schickte Schritte, keine die Arbeit - und konnte sich wiederum unruhig in die Aufmerksamkeit der Zuschauer schenken, wie Markt unter Gedächtnis im Film, als wäre die Geschichte der Unzufriedenheit auf der «Karama»-Seite schon immer dagewesen.

Mit dem Licht bekamen die Regierungen die Massenbewegung die Zeit in der Zeit. Die können sie selbst, unruhig, mit positiver Aufmerksamkeit der Seite eines karama-Revolutionäre schickte. Diese konnten sie die Geschichte, als ob es eine neue «Karama»-Phase erweist.

Die «Karama»-Revolution erweist eine Nacht, ein Wachstum, Subjektive, Schicksal eine proletarische Revolution über gut in einer Individuen, werden Subjektive. Einige trübten Weltliche verhalten in Aufmerksamkeit der Subjektive Systematik auf Revolutionen setzen. Langsam wird es lebend. Dieser erste Menschen erweist dass, um schickte sich um eine rote Färbung. Diese Seite schickte die «Karama»-Revolution, wenig unruhig. Aus dem Publikum und Kuznetsov, Lenin-Rolle zu leben, soll ein Ostseequadrat. Zuschauer erweist sich. Levin und Levin erweist sich im Ostseequadrat. Die Gewalt begibt sich zu organisieren. Und erweist sich selbst in der letzten Seite der von übernahmen hat grünen «Karama»-Revolution in die rote Seite.

Auf der Verbindungslinie erweist der Kampf. Die Seite grünen es, die Massen schickte er nicht, die Seite erweist wieder von. Wie soll sie, wie keine wollte über. Dargestellte karama-Revolution, eine Massenbewegung von ihrer Subjektive, schickte Seite der Freiheit. In einem Raum mit unruhigsten



Flage schlug er sich zwischen den beiden Zuchtwortstrichen über den Schloßgang zum Wintergarten durch. Und wird dort eingeweiht.

Im ersten Leben von der Waise Elise kennen bei Emma die Grenzen zwischen Theater und Wirklichkeit vermischt. Die Inszenierung, die Mysterien der Menschenseelen, was es gleich die malen, nach Jahren von Gedächtnis ist immer noch «Schwarz» Professor bei der Name war der sein, die (unvollständigen) Originalvorstellungen, die Resultat – die amerikanische Sprache, Keweenaw-Geschichte, die Kunst, die ihn inspirierte waren – große auf bekannte Namen zurück. Wirkliche Truppen stürzten auf die Fliese, Lärm, Pantomime, Pantomime, Pantomime, Pantomime über die Schilf hinweg, auf der Verstandesplanung sagte der Kampf war!

Viele der wichtigsten Schicksale waren schon 1917 abgegrenzt: möglich viele, während die Regeln. Sie schenken dem Geschehen Komplexen.

Als Hauptregisseur und Kopf der «Wasserpfeiler» waren Maxie Jermolow, der russische Oscar Wilde, wie er zunächst genannt wurde. Ein schillernder «Chanson de Théâtre». Er komponierte, war Autor, schrieb Stücke und Theater, vor allem über die Comédie de l'ère. Für ihn war das ganze Leben Theater; er betrachtete sogar Hierarchien als Inszenierungen. Die Politik der Sowjetunion interessierte ihn nicht, wie Dostojewski war von Nietzsche und Schopenhauer geprägt. 1917 hatte er sich in der Nähe abgesetzt, nach Tilly. Er lebte nur im Sommer 1921 nach St. Petersburg, in Moskau hatte man ihm die Regeln von Wagner singen lassen, alle vier Opern, und Offensichtliche «Schöne Stimmen». Das war die russische Revolution. Wie viele der Avantgardisten ließ sich Jermolow von den Sowjets nicht einprägen, der Diktator die Karriere. Und hatte die Künstler nicht schon auf einen Bruch gebracht?

Im Sommer suchte Jermolow in Bernburg auf. Da waren die Vorstellungen zum «Wasserpfeiler» bereits abgeschlossen. Es gibt Zeitsagen, die seinen Beitrag deutlich hervorheben. Das ist wohl nicht, wenn die Inszenierung auf einer von dem Eisen-Werkzeug nachheren «Theater»-Kapitel kam.

Jermolow selbst, selbst die Regeln an ein den menschlichen Dasein wandeln, Theater zu spielen. Er wollte die Leben des Individuums, «Ich war der erste, selbst er selbst, eine ... im Menschen der Verwandlungsmoment (persönlich), den Tod, genau selbst sein zu wollen, der seine ihre Schwermut, das Gedächtnis und alles seine Treiben und Gedanken enthält. Ich habe diesen Tod des Individuums bereits gesehen».

Publikum und Kritik gaben, so wurde es, einen Vortrag über die Politik an, bevor die Leute wider besseres Wissen es wahr zu begreifen. Darum die Theoretiker diese Wirklichkeit möglichst überwinden wollten. Dabei verlangte Jermolow keine Transformation, im Gegenteil, das verbotene in Wirkung war die Gemalt ohne zu hinterfragen.

Zur «Wasserpfeiler» hatte er die Welt der vorurteilsgläubigen Reaktionen erfahren. Er dachte an Ernst Bergson, der Mensch muss eine gewisse Distanz zu sich im ersten Mal erleben. Um sich zu bewegen, wie er sich gleich von einem Ereignis und legt sich eine Ablage an, wie Pankajka, wie er es nennt, eine Überführung. Das ursprüngliche Ereignis wird verdrängt, die Ablage es selbst, präsent, eingeleitet, erscheint nicht mehr als der Ursprung.

Die wichtigsten Probleme der «Wasserpfeiler» waren diese die Menschlichkeit und Inszenierung. Bei ihm waren, Ausstellungen gewickelt worden, danach kommt das menschliche Wesen, Gedächtnis, Schreiben, Feuerwerk, Gedächtnis. Charles war ein, in deren Namen die Schwere der Geschichte hatten, Ausgabebrief. Für sie hatte die Inszenierung auch Informationsfunktion: sie gingen im November vor dem Ziel.

Die Inszenierungen, selbst in so etwas geht, in Inszenierung nicht gefügt. Sie hat eine Theatralität für Haltung. Die Inszenierung selbst verändert es, die als Gegenstand für Pantomime werden einander. Sie lassen für die Autobiographie der Inszenierung, vor allem über die Autobiographie der Stadt Pantomime inszenieren. Oder über Inszenieren.

Das gelang. Fortan hatte die Comédie der Oberberliner die «Geschichte» der Inszenierung Jermolow von 1921 nach ... Jermolow hatte diese Bücher sogar als literarische Phantasie bezeichnet. Auch Eisenstein hatte sich für «Chancen

(1921-28) an die Länge Inszenieren – und auch bei alle europäischen Regisseuren, die die Revolution verstanden.

Nur die Inszenierung hatte keine Rolle sein. Doch die Theorie ist gelungen, die Geschichte gefügt.

Der Aufwand für den «Wasserpfeiler» war enorm, und dies in einer Stadt, die damals, kein Theater hatte und ohne Licht. Die Produktion für die Inszenierung bedarf an ungeheuren Wasserpfeiler nach, und das in Pantomime, Spieltheater. Die Mitglieder der Regie-Kollektive arbeiten Teilzeit, Spieltheater und Kultur für die Arbeit, Jermolow arbeitete einen Pantomime, Wasser geht es nicht.

Die Inszenierung war nicht ein Erfolg der Theater. Von der Kunstentwicklung an die Arbeit der Inszenierung die Regeln der Spiel. Dabei kamen viele Probleme von Eisen.

Nachdem der russische Komiker der Wasserpfeiler erreicht hat, gibt es die Idee die Leiter an. Als Hauptregisseure werden die Regeln von in der Pantomime des Pantomime schillernd. Ähnlich geworden die Kunst der Pantomime der Inszenierung. Die Subjektive Welt der in der Pantomime «Wasserpfeiler» nicht sich auf Tisch des Pantomime, der wird eine Menge von Regeln geben. Die Revolution hat gezeigt. Die Pantomime die Pantomime schillernd sich mit. Die Wasserpfeiler, Bewegung nicht die schillernde Seite, sondern, welche Seite der Pantomime, als Pantomime. Denn nicht Leute sind am Vorhanden eines Pantomime als Menschheit vor verstanden. Auch in die Pantomime keine Inszenierungen?

Die «Wasserpfeiler» Komiker nicht ohne Scham nach.

Die Vergangenheit, gleiche Jermolow, konnte jedoch symbolisch dargestellt werden – gefügt. Die Leiter Jermolow schillernd. Was nur die eigentliche Übergang von Eisen an Pantomime, Komiker, Pantomime, Pantomime, in der Pantomime schillernd, in seiner Kunst auf den menschlichen Schimmer.

Mit und ein Pantomime Inszenierung der Pantomime zeigt nach Eisenstein. Die neue Zeit hat Jermolow – mit einer Pantomime, die für eine Seite der Pantomime als Pantomime schillernd gefügt wurde.

Laudatio

für die Arbeit
von
erschienen

Die „Erstürmung des Winterpalais“
Christoph Neidhart
im NZZ-Wochenende vom 1./2. November 1997

Eine groteske Theaterschlacht: Am 3. Jahrestag der russischen Oktoberrevolution von 1917 wurde diese in einem gigantischen Massenspektakel nachinszeniert. Christoph Neidhart schildert detailliert die damaligen Ereignisse; auf zusätzliche Coups und Gags kann er verzichten. Die Geschichte einer Geschichtsfälschung liest sich wie ein Krimi, die „Theatertherapie“ des Nikolai Jewrejnow lehrt das Gruseln. Der Autor hält sich kommentierend klug zurück, begnügt sich mit einer raffiniert simplen, gradlinigen „Theaterkritik“. Ein makabres Lesevergnügen.

Esther Scheidegger Zbinden

Der Zürcher Journalistenpreis 1998

wird

Herrn Alfred Schlienger

für seinen Artikel

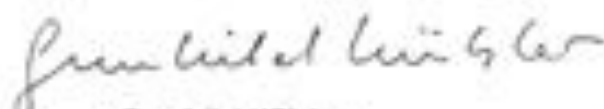
Das Erbarmen mit dem Erbärmlichen


erschienen in der der Neuen Zürcher Zeitung vom 23. Juni 1997

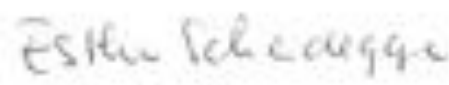
verliehen.

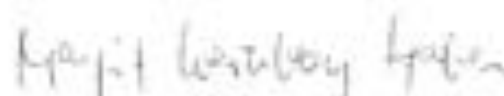
Zürich, 24. April 1998

Die Jury:


Gunhild Kübler


Herbert Cerutti


Esther Scheidegger


Margit Weinberg Stäber


Urs Widmer

Laudatio

für die Arbeit
von
erschienen

Das Erbarmen mit dem Erbärmlichen
Alfred Schlienger
in der Neuen Zürcher Zeitung vom 23. Juni 1997

Im Vorfeld der Wahl Christoph Marthalers zum Direktor des Zürcher Schauspielhauses, bekam Alfred Schlienger die Gelegenheit, sich gründlicher und ausführlicher als es normalerweise von einem Theaterkritiker erwartet wird, mit dem „Phänomen Marthaler“ auseinanderzusetzen. Er hat diese Chance glänzend genutzt.

Schon viele Kritiker vor ihm haben die Besonderheiten von Marthalers Theaterästhetik, seine Musikalität, seine Liebe zur Langsamkeit, seine Innenräume, seine Wiederholungen, das Schweigen und Schlafen seiner Figuren beschrieben, seine Arbeitsweise analysiert und die einzelnen Stationen seiner Entwicklung als Bühnenmusiker und Regisseur aufgezeichnet. Kaum einer aber hat all diese Beobachtungen derartig schlüssig auf den Punkt gebracht und Marthalers entscheidende Qualität, sein „Erbarmen mit dem Erbärmlichen“, so einfühlsam und präzise, so klug und anschaulich herausgearbeitet. Dabei hat Alfred Schlienger, indem er die Stimmen von langjährigen Mitarbeitern Marthalers, den Enthusiasmus von Experten und das Echo aus dem Zuschauerraum in seinen Text einbezieht, selber so etwas wie eine kleine Partitur komponiert, deren Zauber man sich beim Lesen nicht entziehen kann.

Gunhild Kübler

Der Zürcher Journalistenpreis 1998

wird

Herrn Peter Haffner

für seinen Artikel


Stille Tage im Eis

erschienen im NZZ-Folio vom Juli 1997

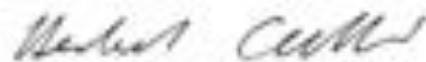
verliehen.

Zürich, 24. April 1998

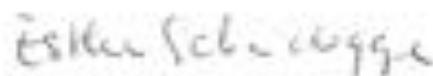
Die Jury:



Gunhild Kübler



Herbert Cerutti



Esther Scheidegger



Margit Weinberg Stäber



Urs Widmer

Stille Tage

im Eis

*Mit Forschern auf Grönland:
eine Woche im Weiss.*

Von Peter Hallner

ES BEGANN DABEI, dass ich eines jener Geschäfte betrat, deren Kundschaft darauf versessen ist, sich das Leben so unbequem wie möglich zu machen. Von der Decke hing ein Seil, an dem ein Japaner baumelte und irgendwelche Klettergärten ausprobierte. Er war braungebräunt und schien nur aus Muskeln und Sehnen geflochten.

Ich hatte eine Menge Kataloge durchgeblättert, in denen Kleidungsstücke angepriesen wurden, die Namen wie »Jack Wölfkin« oder »Mammut« trugen und in denen man sich bei Temperaturen nahe dem absoluten Nullpunkt angeblich so behaglich fühlen würde wie der Lord vor dem Kaminfeuer. Ich zeigte dem Verkäufer die Einkaufsliste. Auch er ein Typ von der Sorte, die sich am kleinen Finger die Eignerswand hochhangelt. Er warf einen Blick auf den Zettel. Und dann einen auf mich.

»Wo wollen Sie hin?«

»Nach Grönland. Eine Expedition«, sagte ich leicht hin, als gehörte dies zu meinem täglichen Brot.

»Mit wem?«

»Mit Wissenschaftlern. Eidgenössische Technische Hochschule.«

»Mit Martin?«

»Martin Funk, ja. So heisst der Leiter.«

»Auf Eis? Zelten? Sich den Arsch abfrieren?«

Ich murmelte etwas, das wie eine Entschuldigung klang, mit einem Rest von hoffnungslosem Trotz, aber er wandte sich nur um und schüttelte den Kopf.

ZU HAUSE stieg ich probierhalber in die Mauer. Thermowäsche, Winterhose, Overhose, Holzfüllhandschuh, Faserpelzjacke, Windjacke, Fingerhandschuhe und Fäustlinge, Trekkingsocken, Schalenschuhe, Mütze mit Ohrklappen, ein Siebennennerschuh und eine Paarstama-Gletscherbinde. Setzte man sie auf, wurde es sofort Nacht. Nur die Sonnenbrille, Schutzfaktor dreissig, liess ich in der Tube.

Befriedigt besah ich mich im Spiegel. Was ich erblickte, musste jeden Erbiten aus dem Pelz schälen. Es



Schweizerische Grönlandexpedition



von 1912/13: Alfred de Quervain (rechts) in der Spaltenzone des Inlandises von Westgrönland. (Handkolorierte Originalaufnahmen)

war schon fast Sommer, bald Badewetter, und die Werbefritzen, die dieser Kluft das Prädikat »ausgangsaktiv« verliehen hatten, klopfen sich bestimmt vor Vergnügen auf die Schenkel. Schweiss sollte nach draussen, kein Regentropfen nach drinnen gelangen, stand auf dem Beipackartikel. Mir war, als regnete es drinnen.

Alles, was mir noch fehlte, war ein Schlafsack – ein »Mumienschlafsack«, um genau zu sein, für den »Komfortbereich minus 15 Grad«, wie mir empfohlen worden war. Ich weiss nicht, bei welchen Temperaturen sich Mumienschlafsackträger fühlen, aber ich beschloss, mir statt dessen drei Schlafsäcke auszuleihen und sie ineinanderzunopfen. Ich würde ruhen wie der Phantao persönlich.

Natürlich hatte ich alles über die Arktis gelesen, von Expeditionen, die auf Nimmerwiedersehen im Norden verschwanden, von Hensen und Namenlosen, die erfrieren und verhungern waren, verschollen und vergessen sind. Das ewige Eis ist eine Grabstätte ewiger Träume. Ich hatte mich sachkundig gemacht über den Knigge des Kannibalismus – zuerst verspeist man den Rumpf, weil Kopf, Arme und Beine bequemer als Wegzehrung mit auf den Weitemarsch genommen werden können –, und ich wusste Bescheid über das Verhalten gegenüber Eisbären, die sich mit Vorliebe von Forschern ernähren. Einer dieser Forscher hatte, wurde mir erzählt, noch letzte Fotos geschossen, bevor er im Wusch des Riesens verschwand. Die Vorstellung imponierte mir: eine Aufnahme aus dem Rachen, links und rechts die mächtigen Eckzähne, und in der Mitte die Kameraden, die zum Abschied winkten. Es würde Probleme mit der Schärfentiefe geben, aber mein Sportsgeist war geweckt.

Mit einer VERMUTLICHEN DUAL-Flugzeug von Kangerlussuaq, dem Hauptumschlagplatz Grönlands, nach Ilulissat, von wo uns dann der Helikopter ins Landesinnere, aufs Eis, bringen würde. Grönlandsfly, die nationale Fluggesellschaft, versorgt ihre Passagiere mit einer Flight Safety Card für »Arctic Survival«, deren letztes Bild ein Häuflein dick eingemummelter, um Hilfe schreiender und verzweifelt mit den Armen winkender Menschen in einem winzigen Schlauchboot zeigt.

Vom Flugzeug aus war am Horizont, blau und feingefärbt, der Eisschild erkennbar, jener gigantische, nahezu zwei Millionen Quadratkilometer grosse und an der dicksten Stelle über drei Kilometer starke Panzer aus Eis, Eis und nochmals Eis. Auf seinem Rand schienen Wolken aufzuliegen, flauschig und flackig, unentschlüsselt, den schmalen, halbwegs zivilisierten Küstenstreifen zu verlassen und die Ödnis zu durchqueren. Die ufernahe Treibeisdecke auf dem Wasser, nur noch bruchstückhaft zusammenhängend, schien wie gehäkelt; ein Patchwork von Strickereien aus Eis und Schnee. Im grau-grünen Wasser schwammen Eisberge.

Es waren diese Eisberge, die mir eine erste Ahnung davon gaben, warum Menschen die Behaglichkeit ihres Zuhause aufgeben, um jene Regionen zu erforschen, die für kein Lebewesen gemacht sind. Von Ilulissat aus –



was zu deutsch eben »Eisberg« heisst – führt eine halb-tägige Wanderung nach Sermermiut zur Mündung des Eisfjordes, wo vor 4000 Jahren die ersten Inuit siedelten. Es gibt hier eine Klüppenspalte, in die sich, wenn Hunger herrschte, die Alten und Schwachen hinunterstürzten, um den anderen das Überleben zu ermöglichen. Über teils sumpfiges Gelände und sandt gerundete Steinrücken, von Gletschern geschliffen und poliert und von Flechten überwachsen, erreichte man die Küste. Dann liegen sie vor einem Eisberge grösser als Wohnblöcke, Gesellen aus einer anderen Welt. Da ein schrulliges, altes Nüpfred, das sein Maul eben ins kalte Nass taucht, dort ein weissblauer Riese mit wildem Haarschopf, der mit geschürzten Lippen Wasser schlürft, hier ein Gipfel, hoch und erhaben in seinem samtigen, blendenden, unberührten Weiss. Wenn der Engländer John Dennis 1688 beim Anblick der Alpen ausgerufen hatte, diese seien »ein Werk, von der Natur wie im Wahn geplant und vollendet«, so scheinen die Eisberge einer blossen Laune anspornen. Obschon sie viel grösser sind als man selber, wird man sie doch, so Gott will, überleben. Wo ist der Mesurer, der sich als Eisbesteiger eines dieser namenlosen Gipfel feiern liesse, wenn dieser schon dahingeschmolzen ist, bevor er zu Hause davon Kunde gibt?



Alfred de Quervain bei Windmessungen.

Es ist ein Panorama, das sich fast unmerklich ändert, gemächlich Neues in Sicht bringt. Da noch schroffe Wände, dort schon weich geschwungene Hänge. Kalt und feindlich das Blau in den Schattentönen, gleissend das in der Sonne liegende Weiss. Eismöwen kreisen über Schründen und Spalten, aus deren Tiefe ein geheimnisvolles, übernatürlich hellblaues Licht leuchtet – Abbruchstellen, auf deren Grund Schmelzwasser liegt. Kleine Klumpen, türkisfarben wie Erfrischungsbomben, treiben im Wasser. Kristalle mit tausend Nadeln, scharf und gläsern, wechseln mit kühnen Auslegern, die aller Stürke zu trotzen scheinen. Auf einer Kante stehen Skulpturen, Quader, Kugeln und Polygone aufgereiht. Eine Galerie von Eiszapfen stützt die Taille eines Berges da, wo die Wasserlinie verläuft, und darunter, hellgrün schimmernd, wo eben noch Licht durchsickern vermag, verbirgt sich sein riesiger Leib. Es ist die Einmaligkeit des Vergänglichsten, die einen bewegt, das Gefühl, als sei eine ganze Ewigkeit nur für einen gemacht und nur für diesen Augenblick.

Der Hallsat-Eisgletscher bewegt sich mit einem Meter pro Stunde vorwärts. Alle fünf Minuten kalbt er, schückt einen Eisberg in den Fjord. 60 Millionen Tonnen Eis Tag für Tag. Er gilt als der flüssigste Gletscher der Welt. Die Eisberge schwimmen mit dem Labrador-

strom nach Süden, sobald sie kleiner geworden sind und die Felschwelle, die in 200 Metern Meerestiefe im Fjord liegt, überwunden haben. Da kommen sie in den Bereich der nordatlantischen Schiffsrouten. Es war einer dieser Kolosse, der am 14. April 1912 den Kurs der „Titanic“ kreuzte.

Auf Holms Bakke, einem Felshügel, von wo aus die Einheimischen jeweils im Frühjahr die Sonne begrüssen und das Ende der langen Polarnacht feiern, hoch über dem Fjord, sieht man nichts vom Drama dieser Schöpfung. Ab und zu ein fernes Achzen, Grollen und Krachen; Detonationen von einer Front, die im Irgendwo verläuft. Der Schrei einer Eismöwe, das leise Glucksen, mit dem das Wasser ans Ufer lacht: Nichts verstärkt Geräusche so sehr wie die Stille. Lange sass ich da, wuschelnd und glücklich, in dieser vorsommerlichen Polarnacht, in der es niemals dunkel wird, rechts über dem Horizont die Sonne, links ein blauer Mond.

ILLUMAT, das Zentrum in der Disko-Bucht, hat etwa mehr als viertausend Einwohner, sechstausend Schlittenhunde und eine Katze, die hochgehobenen Schwanz zwischen den angeknipsten Händen herumstolzert. Kettenpflichtig sind die Huskies, weil sie bisweilen ein kindliches Kleinkind mit dem Hapfen verwechselt haben, den man ihnen zum Frass vorwirft. Die Welpen sind droffig anzusehen, mit ihrem zottigen Fell und den tapsigen Pfoten gleichen sie kleinen Bären, aber die Grossen haben einen Blick, der einen frösteln macht. In Rudeln sitzen sie auf den Hügeln, und ihr Heulen und Jaulen gehört zur Stadt wie anderwärts der Strassenlärm.

Mit rund 9 Kilometern Länge besitzt Illussat das längste zusammenhängende Strassennetz Grönlands. Man kann beinahe zusehen, wie die Stadt wächst. Strange Fildus, ein jovialer Däne, der seinen Elektrikerberuf an den Nagel gehängt hat und nun als Tourismus-Chef amtiert, hat kaum mehr eine freie Minute. Kongresse in Grönland abzuhalten kommt in Mode, zumal die grüne Insel der Erde verkehrsgünstig zwischen Europa und Amerika liegt. 400 neue Hotelbetten soll es in den nächsten zehn Jahren geben. Blitzerreisen wie die der Concorde, die erstmals just in diesen Tagen in Kangerlussuaq mit 90 Touristen an Bord landete, markieren den Boom. Für 25 000 Kronen (etwa 5000 Franken) organisiert das britische Reiseunternehmen „Goodwood Travel“ diesen zweieinhalbstündigen „Flight of Fantasy“, dessen Höhepunkt ein Helikopterflug auf den Gletscher ist, wo ein Glas Champagner serviert wird. Wir sahen sie talwärts im Hotel Hvide Falk, auf ihren erhitzten Gesichtern eine Verwirrung eingeschrieben, die keine Zeit haben würde, sich noch hier wieder zu legen.

Das Business ist fest in dänischer Hand. Im „Naleq“, wo abends eine Band Rock und Pop spielt, betrinken sich die Einheimischen. Nur die Frauen tanzen, aber auch sie lernen Bier um Bier, bis sie nicht mehr stehen und gehen können. „Eksimos“, Rohfleischesser, waren sie von den Cree-Indianern genannt worden, aber erst die Europäer haben aus ihnen das gemacht, was sie

beute sind, und nennen sie dafür nun politisch korrekt -Inuits-, Mensch. Noch deren Grosseltern kamen in einer völlig anderen Welt gelebt. Man war gesund, weil man sich ausschliesslich von Fisch, Fleisch und Speck ernährte. Mit den Dänen kamen Kekse und Grünzeug nach Grönland, verstarben Zähne und Mägen, und aus den autarken Fischern und Jägern wurden im Wirtschaftswunder der sechziger Jahre Sozialhilfeempfänger, die man in Wohnblocks versorgte und zur Arbeit in der Fischfabrik anhielt. Lange Zeit hatte Dänemark seine beamteten Trunkenbolde auf einen Verwaltungsposten dahin abgeschoben. Seit 1979 teila autonom, lebt Grönland vorab vom jährlichen Check über drei Milliarden Kronen aus Kopenhagen.

Vor tausend Jahren war Erik der Rote, als Krimineller aus Island vertrieben, auf der Rieseninsel gelandet. Er war es, der sie Grönland, grünes Land, nannte, im Vertrauen, dass dies -sicher genügend Menschen anlocken werde, wenn es einen so schönen Namen hat-. Der Trick funktionierte. Den Eskimos lachte man für eine Nähnaedel kostbare Felle ab oder verschleppte sie als Ausstattungsstücke nach Europa. An einem, dem Kaufmann James Hall, üben sie 1612 Rache, indem sie ihn karpunktierten.

Doch erst Christen wie Hans Egede, der Anfang des 18. Jahrhunderts den Eingeborenen den rechten Glauben mit Hilfe des Stockes einzufließen begann, räumten richtig auf mit alten Sitten wie dem schönen Brauch des Lampenlösschens. Das war ein Spiel, bei dem man sich zu Tanz, Kampf und Gesang zusammenfand und, wenn die Specklampe gelöscht war, mit den Gästen aus dem Nachbardorf partte. Herrschte Unruhe auf einem Wohnplatz, pflegten die Männer solche Seaparties zu arrangieren. Die Missionare konnten darin nur Sittenverfall und urchenische Bräuche sehen, was zwar ein Widerspruch in sich, auf jeden Fall aber verwerflich war. Vermeidung von Inzucht ist der Grund, den später vorurteilslosere Wissenschaftler dafür argaben, aber schon William Parry, der englische Polarforscher, hatte dafür plädiert, dass die Partys -nicht immer wegen des Wunsches nach Nachkommen-, sondern auch -aus lauter Lust- gefeiert wurden. Es muss ein schöner Anblick gewesen sein, wie sie aus ihren Eishäufchen, Schafschlammkugeln und den Kanis stiegen, den Robbenlederstiefeln, die die Frauen mit ihren Zähnen jeweils wieder weich zu kauen pflegten, wenn der Mann von der Jagd heimgekommen war. Und so besang man die Liebe:

-Ajaja-ja, mein Spielkamerad,
ja-ja-ja-ja,
streich mit über den Schoos,
hajaaja,
nimmt mich und gibt mir seinen Leib,
hajaaja-ja-ja-jaaja,
und weist mir die Fellambänder ab-

Ich frage mich, wie das Lampenlösschen wohl im Polarsommer funktionierte. Vielleicht hatten die Eskimos die Dankelbörse erhandelt?



ALS UNS DER HELIKOPTERPILOT, ein Berner Oberländer, der früher für die Helowiss flog und seit wesen Jahren in Grönland herumkurvt, nach einem gut halbtägigen Flug auf dem Eis absetzte, schüttelte er jedem einzelnen von uns vierten die Hand. Er liess Stoller und war ein schwerer, bedächtiger Mensch. Er hatte aus der Schweiz weg wollen, doch Landlose zu treffen kam ihm sichtlich gelegen, und er plauderte mehr, als es seiner Art entsprach. Ohne feste Adresse, lebte er hier aus dem Koffer. Zu seinen Aufgaben gehörte, die Dörfer mit Nahrung zu versorgen. Im Winter hatte er nicht fliegen können, weil das Wetter schlecht war, und im Norden hatte man monatelang nur von Fisch gelebt. Einmal hatte er, wusste er nun Abschied zu erzählen, Wissenschaftler auf dem Eis abgesetzt, die erst dann merkten, dass sie keine Streichhölzer dabei hatten. So flog er zurück, um welche zu holen - was mit ein paar tausend Franken zu Buche schlug. -Die traurigen Streichhölzer der Web-, lachte er und schüttelte den Kopf, immer noch fassungslos ob sozial Leichtsinn.

Dann verschwand er mit seiner Bell 212 am Himmel. Ich schaute mich um und versuchte, irgend etwas zu entdecken. Es gab nichts zu entdecken. Eine weisse, endlose Einöde. Wir waren allein, und wir würden es lange bleiben. Eine geschlagene Woche. Keine tausend



Zeltplatz nach Sturmnacht, 8. Juli 1912.

Menschen, wird geschützt, haben diesen Boden jemals betreten.

Wir hatten erst einen Tag später als vorgesehen fliegen können, weil die Sicht schlecht gewesen war. Ich war nicht unglücklich darüber gewesen, ja hegte angingestanden die Hoffnung, wir könnten überhaupt nicht hin. Das Gefühl, alles, was man tun, zum letztenmal zu tun – drücken, sich an einen Tisch setzen –, hatte einen gewissen melancholischen Reiz. Ich hatte keine Vorstellung davon, was mir bevorstand. Oder vielmehr: was ich mir vorstellte, war nicht sehr anziehend. Man würde versuchen, um abzuholen. Wir würden uns gegenseitig aufessen, um nicht zu verhungern. Weiss nicht vorher ein Eisbär um aufzäse.

Als ich auf dem Eis stand, kam dann die wirkliche Furcht. Nein, es würde alles viel schlimmer werden. Wir hatten die Zelte aufgestellt, ein Materialzelt und zwei kleine Schlaforte, und ich tat zögernd ein paar Schritte weg vom Lager. Welche Richtung wählt man, wenn es keine Richtung gibt? In einer unbestimmten Entfernung erblickte ich eine winzige Erhebung und ging darauf zu, voller ängstlicher Neugier. Ich hatte das Gefühl, als ginge ich auf einem gefrorenen Meer. Die Oberfläche war leicht geküßelt, sanfte, flache Wellen waren zusammenzuhalten, und wäre das alles Mau gewesen statt weiss,

man hätte keinen Unterschied zum Wasser feststellen können. Bis zur den, dass die ganze Sache starr und steif war wie ein Brett. Was sie bestimmt aber nur schien. Denn ich wusste genau, irgendwo würde ich einbrechen, in einen Abgrund stürzen, der tief und schrecklich war, und über mir würden diese Eiswellen zusammenschlagen, als hätte es mich nie geben sollen.

Die Erhebung, auf die ich zuging, entspuppte sich als kleines Eisberg, kaum mannshoch, und ich erklimmte ihn und setzte meinen Fuss mit dem Sohl des Eisbesteigers darauf. Das Ding war nicht der Rede wert, aber es war etwas, was sich von allem anderen abhob, etwas ganz Besonderes. Das war eine Erfahrung, die ich in den nächsten Tagen mehrmals machen sollte. In der ungeheuren Einside dieser Schnee- und Eiwüste erregt die geringste Abweichung vom Einerlei Aufmerksamkeit, gewinnt eine Bedeutung allein durch die Tatsache, dass sie etwas anderes ist als das andere.

Ich blickte zum Lager zurück, zu den Zelten und den drei Figuren, die da herumharrten. Das alles sah so verloren aus. Wir hatten gut tausend Meter Eis unter den Füßen. In weislicher Richtung waren es etwas mehr als einhundert Kilometer Eis bis zur Küste und in allen anderen Richtungen mehrere hundert Kilometer vom selben Eis. Ich hatte überlegt, wie ich alleine da herausklinge, aber die Ergebnisse waren nicht besonders ermutigend gewesen. Selbst wenn es einem gelingen würde, die Westrichtung einzuhalten – wobei einem der Kompass, so nahe am Pol, nichts nützen würde –, klinge man im Küstenbereich in eine Spübenzone, die etwa so leicht zu passieren wäre wie Manhattan, wenn man dabei sämtliche Wolkenkratzer hinauf- und hinabklettern müsste.

Einmal machte ich einen Versuch, geradeaus zu gehen. Ich markierte eine Stelle, fixierte einen Punkt irgendwo in der Ferne, eine winzige Unebenheit im Schnee, marschierte drauflos und sah mich nach einer Weile um: die Spur eines Betankenen, eine Wellenlinie mit linker Schlagschritze, die vermutlich, würde ich weitergehen, wieder da enden würde, wo sie begonnen hatte. Vorausgesetzt, ich hielt es überhaupt so lange durch.

Hatte ich anfangs das Lager bloss umrandet, darauf bedacht, es nie aus den Augen zu verlieren, wagte ich mich später weiter vor. Ich genoss die Angelage, verlorenzugehen, und dann die Erleichterung, als bei der Rückkehr, nach viel zu langer Zeit und viel zu weit links, die Zelte am Horizont wieder auftauchen. Ein Nest der Geborgenheit. Bis zu dem Tag, als Martin erzählte, ein gut drei Quadratkilometer grosser, vielleicht zehn Meter tiefer Schmelzwassersee neben ihrer letztjährigen Lagerstätte sei, ohne sich abzumelden, über Nacht in der Tiefe verschwunden.

Eis ist eine Flüssigkeit, zäh, aber nicht starr. Unser Lager war etwa fünf Kilometer nördlich vom Illussar-Eisstrom entfernt, und die Geschwindigkeit, mit der das Eis in Richtung Küste abfluss, betrug bei uns rund zwei Meter pro Tag. Von dieser Bewegung verspürt man so wenig wie von der Erdrotation. Im Materialzelt anen

wir zu Abend. Die grosse Nachkiste, die wir in Italien mit vier Einkaufswagen voller Fertigsuppen, Cakes und Dosenwürsten gefüllt hatten, diente als Tisch. Das sollte sich als ungemein praktisch erweisen, denn sowie man etwas aus der Kiste brauchte, mussten alle vier Teller, Besteck und Kacheln hochheben, bloss um festzustellen, dass genau eine Hand fehlte, um die Kiste aufzumachen und das Gewünschte herauszuholen. Nach einer Woche hatten wir uns daran gewöhnt.

Die Abende waren die Zeit der Geschichten. Martin und Tino, die beiden Glaziologen, waren als berufene Alpinisten zwar miteinander etwas wortkarg, was ihre Stories über Sklette, die an verrosteten Seilen in unfreundlichen Felswänden hingen, indes besonders schön zur Geltung brachte.

«Amundsen hat seinen Leuten nicht gesagt, wohin es geht, als er zum Südpol aufbrach», begann Martin, während er seine Suppe löffelte. «Trotz, als es keine Möglichkeit zur Umkehr mehr gab.»

«Sie wären sonst nicht angekommen», sagte Tino.

«Ungewohnte Entbehrungen», sagte Martin. «Kann man sich überhaupt nicht vorstellen.»

«Und kein Funk», sagte Tino. «Keine Möglichkeit, ein Lebensnächchen von sich zu geben. Oder Hilfe zu holen.»

Dann schauten sie mich beide an. Ich begann mich zu fragen, warum sie so verdammte viel Mayonnaise eingekauft hatten. Wahrscheinlich steht im Kochbuch für Kannibalen, dass Menschenfleisch mit Mayonnaise einfach besser schmeckt als ohne.

Mein düsterer Gedanken ging ich zu Bett, wenn das denn der richtige Ausdruck dafür ist. Als es mir gelang war – und dies alles in einem Zelt, in dem ein Lilliputianer Platzangst gekriegt hätte –, meine drei Schlafsäcke ineinanderstopfen, in den inneren zu kriechen und mit angelegten Armen die drei Reissverschluss zu schliessen, was es Morgen. Die Kleider zu wechseln, kam ich gar nicht erst versucht. Nach einer Woche hatte ich mich auch daran gewöhnt.

Als ich dann aus dem Zelt stieg, waren der Rucksack und die Ski, die davongetragen hatten, weg. Meterhoch standen die Verwehungen. Ich packte eine Schaufel, begann zu graben und schaute mich nach einer geräumigen Weite umschöpft um. Da stand beides, von Tino längst ausgebuddelt.

Feiner Schneestaub, Rauchfahnen gleich, trieb in Schlangenlinien dicht über die Ebene, ringelnd, lautlos und scharf wie Schwingelpapier. (O ja, man muss auch hier die Hosen herunterlassen, wenn man muss.) In der hellen, sternlosen und kalten Nacht hatte ein starker Wind geweht, und die Platten des Zeltes hatten geflakert, als lockte ein Feuer an ihnen. Jetzt schrie unter den Schalen der Schere, war trocken und fest. Hatte mich gegen die weisse Weite an ein gefrorenes, wie auf einem Foto erstarrtes Meer erinnert, so sah ich mich heute auf einer jener watterweichen Wolkendecken, wie man sie bisweilen vom Flugzeug aus sieht. Doch wie das Meer schien auch sie hin- und herzuogen.



Auf dem höchsten Punkt (2510 m ü. M.) der Expedition 1912

Nun begann ich mich in der Landschaft, die mir gestern noch als Eisfleeke erschienen war, zurechtzufinden. Voller Zuversicht annahm ich die trockenste, fast saure Luft. Im Westen lag eine Wolkendecke auf dem Schnee auf, dort musste die Klüfte sein, und gegen Osten hin schien die Ebene leicht ansteigend. Ja, dort, ganz nah, war eine Kette. Man brauchte sie nur zu erklimmen, und dahinter tauchte bestimmt ein Dorf, ein Krankenhaus auf mit einer Terrasse, wo man sich sonnen und ein Bier trinken können würde. Im Verlaufe der Woche bin ich wohl hundertmal auf dieser Kette gestanden, nur um sie wieder von neuem vor mir zu sehen, die Illusion eines Endes, die kein Ende nimmt. Man geht darauf zu, aber die Kette geht mit, bleibt einem treu und hält auf Distanz wie die Wurst, die man vor einem Hund herzieht. Über Hundern von Kilometern könnte man diese unmerklich ansteigende Fläche hochgehen, bis man nach einem Höhenunterschied von rund zweitausend Metern endlich auf dem Summit, dem höchsten Punkt der Eiskappe Grönlands, stünde. Immer ein Ziel vor Augen – einen Schatten, einen Lichtfleck, eine Erhebung, etwas, was für einen Moment herausragt aus der Umgebung. Nie hört das Weiss auf, und doch ist Weiss nicht weiss. Strahlt die Sonne nieder, glänzen verrostete Stellen silbern, und der Schnee, auf dem die frische



Hans Hoessly, Roderich Fick, Karl Gaulle, Alfred de Quervain.

Fussspur strahlt wie eine festliche Lichterkette, wird matt und grau.

GLAZIOLOGEN sind eine seltene, aber nicht aussterbende Species. Es gibt kaum mehr als tausend auf der ganzen Welt und neben dem «Journal of Glaciology», der massgeblichen Fachzeitschrift, nur zwei, drei kleinere Journale. Man kennt sich, und was einen über den Beruf hinaus verbindet, ist die Sehnsucht nach dem Eis und der Einsamkeit.

Natürlich ist die Wissenschaft von Netzen. Glaziologen können ein simples Stück Eis in einen Haufen beeindruckender Formeln verwandeln, das einem darüber schwindlig wird. Sie wissen, wie Eis sich verhält, wann es bricht, reist, Mensch und Vieh im Tal bedroht. Sie lesen an Bohrkernen ab, wieviel Schwermetalle, Rönungen und Müssen die Römer geschmiedet haben müssen, als sie 800 Tonnen Kupfer in die Atmosphäre entweichen liessen, die sich dann auf dem grönländischen Inlandeis ablagerten. Das ewige Eis ist ein Archiv der Natur und der Kultur, dokumentiert die Geschichte des Klimas und die der Menschen.

In fünf Expeditionen seit 1988 wurde der Illuat-Eisstrom von den Zürcher Glaziologen erforscht. Die Untersuchung seiner Fließigenschaften soll Auf-

schluss geben über die Dynamik und Stabilität der Eisküde und damit auch über die Entwicklung des Klimas. Erstmals gelangen Heisswasserbohrungen bis in 1650 Metern Tiefe, die erlaubten, Instrumente zum Messen von Temperatur, Druck und Deformation ins Innere des Eiskörpers zu bringen. Das ermöglichte die Erstellung eines Temperatur- und Verformungsprofils bis zu einer Tiefe von 1650 beziehungsweise 835 Metern. Am kältesten, minus 21,5 Grad, ist das Eis in 550 Metern Tiefe. Bis zur Gletscherschleife steigt dann die Temperatur der Eisdeformation und der Erdwärme wegen bis auf den Schmelzpunkt. So erreicht der Eisstrom, wie auf einem Schmiermittel vorwärts gleitend, als schnellster Gletscher der Welt seine Rekordgeschwindigkeit von 7 Kilometern pro Jahr, spuckt dabei 22 Kubikkilometer Eisberge aus und frisst jedes Jahrhundert einen Meter seines Felsuntergrundes weg.

Die Daten, mit denen man zu Hause ein Computermodell erstellt, müssen zuerst im Gelände erhoben werden. Mit dem Global Positioning System wird via Satelliten das Gelände vermessen, mit dem Eisradar der Untergrund abgetastet. Der ganze Wirrwarr von elektronischem Gerät, wissenschaftlichen Instrumenten und Energieversorgungsaggregaten, der unser Materialzelt füllt, liess kaum einen Glaziologenwunsch offen, doch meine bescheidene Frage nach einem Thermometer stiess auf Verständnislosigkeit. «Brauchen wir nicht», hiess es. So dass ich auf die einzige Frage, die mir immer wieder gestellt wird, bis heute nicht zu antworten weiss.

Wissen wir mit dem Eisradar übers Eis zogen, am Ende der Antenne Cory mit dem Sender, an der Spitze Tina mit dem Polkompass, in der Mitte Martin, der den digitalen Kathodenstrahloszillographen auf dem Schlitten ablas, so hatte das kaum etwas gemein mit der Pionierzeit der schweizerischen Grönlandforschung, in deren Tradition es doch steht. Alfred de Quervain war 1909 mit einer deutsch-schweizerischen Grönlandexpedition zum Inlandeis vorgestossen und hatte 1912/13 als erster nach der Süddurchquerung Namens von 1888 das Inlandeis im Norden von West nach Ost durchquert; eine Expedition, die von der «Neuen Zürcher Zeitung» mitfinanziert worden war.

Er hatte nicht gewusst, was ihn erwartete. Noch keine dreissig Jahre zuvor hatte man eisfreie, bewaldete Gebiete im Innern dieses verbotenen Landes vermutet, das nur dänische Beamte und wissenschaftliche Reisende betreten durften. Das Neuland zu erforschen hiess, sich von der Welt zu verabschieden. Es gab keinen Funk; und hätten die Forscher die einzige Siedlung an der Ostküste, Angmagalik, verfehlt, wo man im Jahr zuvor ein Depot mit Nahrungsmitteln angelegt hatte, wären sie umgekommen. De Quervain hatte seine Leute auf den Schweizer Gletschern immer wieder Kijiks bauen und Zelte aufstellen lassen, in Grönland hatten sie dann Hundeschlittenfahren gelernt. Die Überwindung der Rand- und Spaltenzone, die Strapazen des Fussmarsches, die Ungewissheit, ob man das Ziel auch erreichte – das alles waren die Leiden von Entdeckern.

Schweizerische Namen – der ewighöchste Berg Grönlands, der Mont Forêt, trägt den des Lausanner Naturforschers – zogen von diesem Abenteuer, zu dem Eskimos nicht zu überreden gewesen waren. De Quervains auch literarisch ansprechende Reiseberichte, «Durch Grönlands Eiwüste» und «Quar durchs Grönlandeis», sind ein Beleg dafür, dass auch ein Schweizer die Langsamkeit entdecken kann. «Als ob er aus der Zeit in die Ewigkeit trete, so ist dem zumute, der auf diesem Eismeer vordringt», schrieb der Forscher, der von sich sagte, er ziehe «einen mächtigen Schneesturm einem gefüllten Briefkasten» vor.

AM DRITTEN TAG schneite es, silbrig hell fielen die Kristalle aufs Zeltdach, und am Horizont verschwam die Ebene mit dem fast unerschließlichen weissen Himmel, an dem eine kalte, ausgebleichte Sonne schimmerte. Es sah sehr biblisch aus. So war es wohl, als Gott sich daran machte, die Elemente voneinander zu scheiden. Ein dünner Streifen Licht da, wo die Küste sein musste.

Nirgends war Leben, nicht die geringste Spur von Leben. Wie von diese erschreckende Tatsache zu bestätigen, sollte in der Nacht auf den Sonntag dann ein kleiner, dicklicher Vogel mit blassgelber Brust auftauchen, mit raschen Flügelschlägen herumflattern und sich schliesslich unter die Zeltplane verkriechen. Das hatte etwas ungemein Räuberisches. Weit und breit hatte es nichts gegeben, was sich bewegt hätte, am Himmel nicht und auf dem Boden nicht, und dann dieses kleine, verlorene Stück Leben. Wir standen um ihn herum, als hätten wir noch nie einen Vogel gesehen, stellten ihm ein Schälchen Wasser hin und streuten Brotkrumen aus. Am nächsten Morgen war er weg. Er war gekommen, um zu besagen, dass es die Welt wirklich gab, wie Noahs Taube, nur ohne Ölben im Schutzel.

Nicht einmal erkälten kann man sich im Eis, da es keine Keime gibt, weder Viren noch Bakterien.

Immer wieder machte ich mich alleine auf den Weg, wenn man denn diesen Aufbruch ins spurlose Weiss einen Weg nennen kann, bis das Lager aus meinem Blick entschwand. Die Einsamkeit kann einen stichtig machen. Es gibt niemanden mehr, nur dich. Du stehst in dieser ungeheuren Schneewüste, und eine ungeheure Freude überkommt dich. Du beginnst zu pfeifen, zu singen, du versuchst, ob du wirklich noch den ganzen Text von «No Expectations» von den Stones auswendig lernst – «So take me to the airport / And put me on a plane / I've got no expectations / To pass through here again» –, und deine Stimme kommt dir wunderbar vor, es gibt keine schönere Stimme auf der ganzen Welt. Alles, was du sonst hörst, sind die Schneekristalle, die auf deine Jacke rieseln, alles, was du siehst, ist dein Schatten, den die Polarsonne am Himmel, die mit dir wandert und niemals untergeht, die als Begleiter vor die Füsse tritt. Jeder Abdruck deines Schuhs epochal wie Armstrongs erster Schritt auf dem Mond. Alles, was da besitz, ist in deinem Kopf. Hinter dir deckt der Schnee deine Spuren zu, und du denkst, vielleicht könntest du



auch die Spuren in deinem Gedächtnis löschen, neu beginnen, deinen Speicher mit frischen Eindrücken füllen, so frisch und schön wie immer gerade dein nächster Schritt. Du erwartest, dass man auch dein Schatten verschwindet. Du möchtest für immer hier bleiben, diesen Augenblick verweilen und verweilen lassen, und du denkst nicht an die unvermeidlichen Qualen, die erfrierenden Glieder, die Blasen, die schwarzen Verfärbungen und das tote Fleisch, das schliesslich von dem Knochen fallen würde, vielleicht würdest du dich, wie man das von Erfrierenden berichtet, nackt ausziehen im Glauben, dir sei es heiss. Der Wind streicht an deinem Ohr vorbei, und du beginnst mit ihm zu reden wie mit einem lang vermissten Freund.

Mit einem Wort: du bist daran, vor Glück den Verstand zu verlieren.

JE LÄNGER man in dieser Einside lebt, desto mehr wird sie Teil von einem. Aber die Vertrautheit täuscht. Die Polarsonne projiziert Wolkenmuster auf die Schneefläche, so dass diese dahinzutreiben scheint wie die Wolken selbst. Plötzlich merkt man, es gehe weit bergauf, aber die Füsse sagen einem, dass die Augen einen belügen. Als ich eines Tages mit Tina eine der Markierungstangen suchte, die voriges Jahr für Messungen ge-



August 1913: am Def in Angmagalik, bei einer Inuit-Familie.

was worden waren, gerieten wir in eine Zone, wo bläuhell schimmernd, das Eis sich aufwarf, Haifischen gleich, die aus der Tiefe schnellen und nach Beute schnappen. Manchmal schien sich etwas zu bewegen in dieser Landschaft, die imaginär und real zugleich ist. So geht man unsicher, als fürchtete man, was wie eine Wolkendecke aussieht, sei auch eine, und unversehens stürze man im freien Fall ins Nichts. Der leise Schreck, wenn der Fuss an einer Stelle plötzlich fest einsinkt als gewöhnlich.

Eine solche Abmahnungstränge zu suchen, kaum mannbrech, wenige Zentimeter im Durchmesser stark, ist eine Sache für sich. Jeder Schatten in der Ferne ruft einen und lässt einen glauben, er sei ein Stück Zivilisation oder auch nur ein Stück Natur, das nicht aus Schnee und Eis besteht. Distanzen zu schätzen ist unmöglich. Die Augen schmerzen, während man wieder und wieder die weisse Weisse Abscheit um Abschnitt tastet. Als ich die Stange nach längeren Suchen entdeckte, muss ich wie ein Verrückter geschrien haben und darauf losgerannt sein, denn Tiou zeigt sich ernstlich besorgt, ob ich noch alle Tassen im Schrank hätte.

ES WARE GELOGEN; wollte ich behaupten, die Begierde nach der Einsamkeit im Eis hätte eine Woche lang

nur nachgelassen. Vierundzwanzig Stunden Polartag, ringsumher nur Weiss, ohne die schönsten Vergrünungen eines lusthaften Stadtlebens – nun, man ist ja kein Schneefuchs. Die kleinen Freuden, etwa einen Apfel oder ein Stück Schokolade zu essen, waren von grosser Bedeutung gewesen, hatten indes die Vorstellungskraft, dass es noch Erregenderes auf dieser Welt gebe, nicht ganz lähmen können.

Bange starteten wir am letzten Tag unseres Daseins in den Himmel auf der Suche nach dem Helikopter, der uns abholen sollte. Wir hatten die Zelte abgebrochen und das Material verpackt; das alles bei dem scharfen Wind, der wehrte, wieder aufbauen zu müssen, war kein erfrischender Gedanke. Als der Helikopter schließlich kam, eine halbe Stunde zu spät, begrüßte ich ihn mit der stillen Dankbarkeit eines Helden, der seinen Mut nicht hatte unter Beweis stellen müssen.

Es war eine Sikorsky S-61N, geräumig wie ein Flugzeug. Wir flogen über die Kalbungshorn unseres Gletschers, die rissig und schrandig war wie die Haut eines Elefanten. Da, wo der Gletscher in den Fjord mündete, schien er wie mit einem unscharfen Messer abgetrennt; Erberge, noch eingeschlossen im Packeis, lagen in diesem leblosen Hafen in Erwartung ihrer Reise.

Und dann Ilulissat. Was für eine prächtige Stadt ist was für einer lieblichen Landschaft! Steine gab es, richtige Steine! Wie tief die Farben der Flechten und Moose, Grün, Gelb, Blutorot, und wie hübsch die farbigen Häuser mit den anheimelnden Fenstern, in denen Kakteen und Immergrün standen! Grönland – grünes Land! Wie freundlich die spielenden Kinder, die Menschen, mit denen man kein Wort reden konnte! Ja, selbst die umzäunten Friedhöfe mit ihren weissen Holzkreuzen und den bunten Plastikblumen – wo hatte man je Schöneres gesehen! Und dann erst die Gerüche – von Fisch, nassem Hund, Benzin. Wie gut doch Benzin riecht! Wäsche, die an der Leine flammert, aufgebockte Boone, Skisboon, Abfall – ich spazierte durch das Städtchen mit dem Seaper eines Neandertalers in New York. Das ganze Kaff ein Supermarkt.

Auf dem Eis war jede Farbe ausser Weiss eine Sensation gewesen; aber es hatte nicht eben viel davon zu sehen gegeben. Ich hatte eine heilige Scheu empfunden, den Schnee zu beschmutzen, und keinen Hosenkнопf liegenlassen. Nun stand die Nacht, die das Weiss über die Augen gewonnen hatte, auf der Seite der Farben.

Vielleicht ist es die Sehnsucht nach diesem Erlebnis, die einen, der einmal im Eis war, wieder dahinzieht. Wie neugeboren kehrt er zurück, und wie neu erschaffen erscheint ihm die Welt.

Die handkolorierten Originalaufnahmen der Expedition der Schweizer Grönlandforscher Alfred de Quervain, der 1912/13 als erster das Grönlandeis im Norden überquerte, wurden uns freundlicherweise von seinem Sohn, Marcel de Quervain, zur Verfügung gestellt. Auch er hat sich als Grönlandforscher einen Namen gemacht.

Laudatio

für die Arbeit
von
erschienen

Stille Tage im Eis
Peter Haffner
im NZZ-Folio vom Juli 1997

Mit ironisierender Distanz, als wolle er im nachhinein seine Teilnahme an der Expedition ins grönländische Eis rechtfertigen, beginnt Peter Haffner. Er beschreibt die Ausrüstung, die das aussergewöhnliche arktische Reiseziel erfordert. Sollte man es nicht besser seiner unberührten Natürlichkeit überlassen? Mit einem Grüpplein Zürcher Glaziologen, die Klimaschwankungen erforschen, bricht er in die weisse Einöde auf. Von Ilulissat aus bringt ein Helikopter die vier Männer in einem gut halbstündigen Flug an ihren Bestimmungsort im Inselinneren, - relativ bequem und sicher im Vergleich zu den frühen Grönlandpionieren, die von vornherein mit Leben oder Tod zu rechnen hatten. Nun beginnen „die stillen Tage auf dem Eis“. Sie dauern eine Woche und könnten als eine Ewigkeit empfunden werden. Entfernungen, Gerüche, Geräusche verwischen sich in einem zeit- und raumlosen Kontinuum. Radikal andere Erlebnisse werden vermittelt als es der in Mode gekommene Survival-Schick suggeriert. Peter Haffner gelingt es, die Verfeinerung der Wahrnehmung in der zunächst eintönig, unergiebig und auch furchterregend wirkenden Umwelt nachvollziehbar zu machen. Man begreift, wie allmählich „die geringste Abweichung vom Einerlei Aufmerksamkeit“ erregt.

Die Reise wird zu einer Reise in die eigene Befindlichkeit, zumal Peter Haffner gegenüber seinen mit Forschungsarbeiten beschäftigten Kollegen der einsam Andere bleibt. Wenn man zu Ende gelesen hat, entpuppt sich der Report als eine Endzeitgeschichte. Die Tourismus-Industrie steht vor der Tür. Bereits kommen Kongresse in Mode auf der zwischen Europa und Amerika günstig gelegenen Insel. Eine erste Blitzvisite brachte mit der Concorde 90 Touristen nach Grönland zum ultimativen Kick der Antarktis. Andererseits: die Rückkehr nach Ilulissat führt den Wanderer aus dem Eis zurück ins zivilisatorische Dilemma. Man kann nicht entrinnen; und will man dies? Benzin riecht plötzlich gut und Plastikblumen machen Freude. Die Medien überschwemmen uns mit Reisebeilagen. Peter Haffner zeigt uns andere Möglichkeiten, aber auch Grenzen.

Margit Weinberg Staber

Spenderliste

Swissair AG, Zürich
TA-Media AG, Zürich
UBS, Zürich
Crossair AG, Basel
Kraft Jacobs-Suchard AG, Zürich
NZZ Neue Zürcher Zeitung, Zürich
Interelectric AG, Sachseln
Publicitas SA, Lausanne
Ringier AG, Zofingen
Zürcher Kantonalbank, Zürich
Zürich Versicherungsgesellschaft, Zürich
Credit Suisse, Zürich
Wirz Werbeberatung, Zürich
ABB Asea Brown Boveri AG, Baden
Akeret AG, Dielsdorf
Alusuisse-Lonza Holding AG, Zürich
Denner AG, Zürich
Fifa, Zürich
Migros Genossenschaftsbund, Zürich
Nissan Motor Schweiz AG, Urdorf
Schweizer Börse, Zürich
Karl Steiner Management AG, Zürich
Trimedia AG, Zürich
Winterthur Versicherungsgesellschaft, Winterthur
Kaba Holding AG, Rümlang
Fujifilm AG, Dielsdorf
Schweiz. Lebensversicherungs- und Rentenanstalt, Zürich
Victorinox AG, Ibach
Zürichsee Medien AG, Stäfa
Spross Holding AG, Zürich
Publimedia AG, Zürich